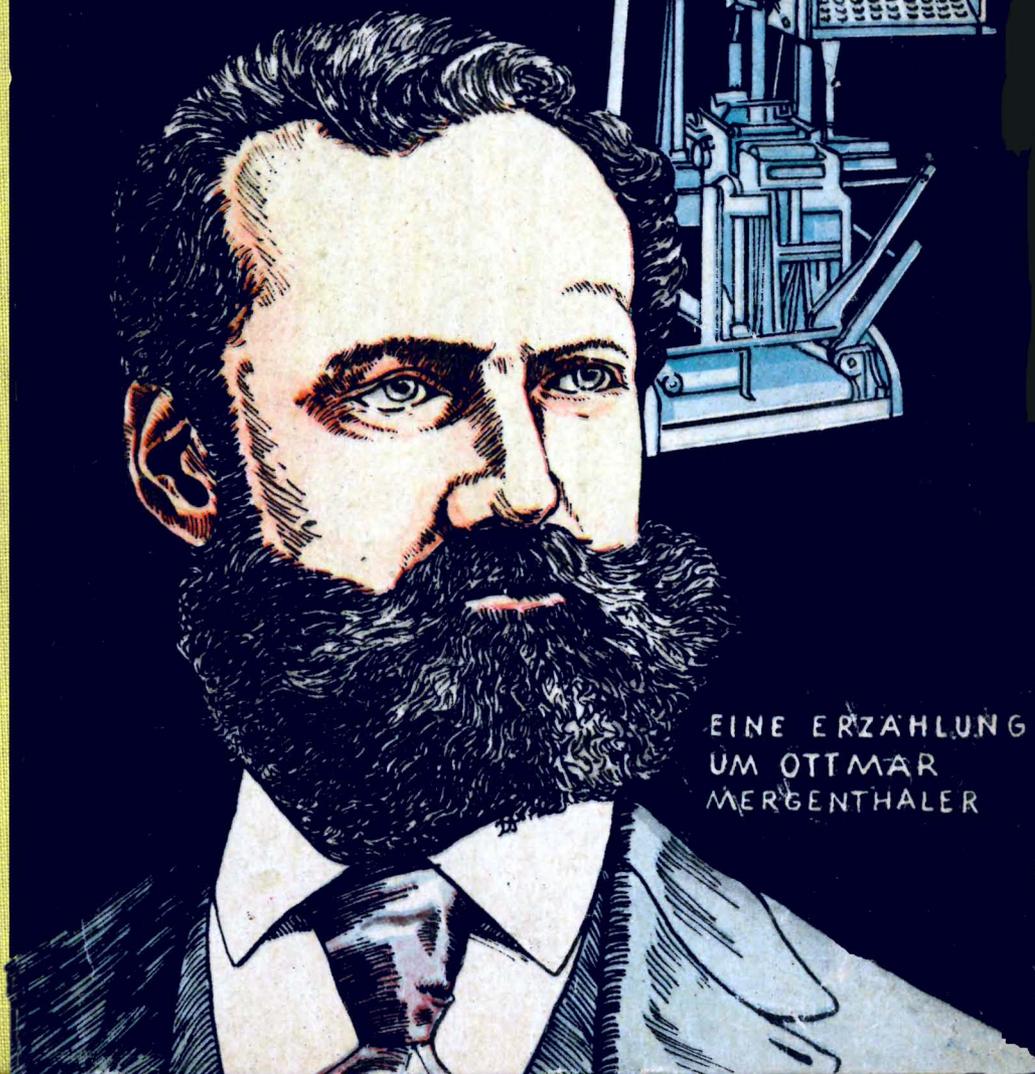


BODO KÜHN

... und er
schaffte
es doch



EINE ERZÄHLUNG
VON OTTMAR
MERGENTHALER

K N A B E S J U G E N D B U C H E R E I

B o d o K ü h n - . . . u n d e r s c h a f f t e e s d o c h

BODO KUHN

... und er schaffte es doch

Erzählung um Ottimar Mergenthaler



GEBR. KNABE VERLAG WEIMAR

1972

Illustrationen und Umschlagentwurf von Otto Heilmann

Gebrüder Knabe Verlag Weimar

Lizenz-Nr. 360 - 500/5/72 - ES 9 D 3 u. 4

Satz und Druck: Weimarer Druck- und Verlagsanstalt

3,40 - Bestell-Nr. 788 554 7

Für Leser von 14 Jahren an

Weil der Vater arm war

Schulmeister Johannes Mergenthaler hatte wieder einmal einen anstrengenden Schultag hinter sich. Wie gewohnt, suchte er zunächst sein Arbeitszimmer auf. Es war der kleinste Raum seiner Wohnung im Schulhaus, die anderen brauchte er für seine große Familie, die neben seiner Frau fünf Kinder zählte. Meistens öffnete Mergenthaler gleich nach dem Eintreten das Fenster; im Raum roch es stets nach verstaubten Büchern und Akten. Diesmal begann er aber mit etwas anderem. Er trat an die Wand hinter seinem Schreibtisch und schrieb betont feierlich auf den Kalender neben das Datum des Tages eine große Neun. Das sollte, nur ihm verständlich, bekunden, daß er vor genau neun Jahren, 1858, mit seiner Familie aus Hachtel bei Bad Mergentheim hierher nach Ensingen im Schwabenland verzogen sei. Seit dieser Zeit war er nicht mehr Dorfschullehrer, sondern Schulmeister, und daran dachte er an solchen „Jubiläumstagen“ stets mit besonderem Stolz.

Sodann nahm er einen Brief vom Schreibtisch und las ihn zum wiederholten Male. Über sein von einem gestutzten Vollbart umrahmtes Gesicht glitt ein Schein der Erleichterung. Er legte den Brief zurück. Durch die an das Arbeitszimmer grenzende Wohnstube schritt er zur Tür, die zu dem großen Flur führte. „Ottmar!“ rief er hinaus. Und noch einmal: „Ottmar!“

Jenseits des Flures öffnete sich eine Tür. Hier lag das Zimmer, das der Junge mit seinen älteren Brüdern Adolf und Karl teilte. Daneben hatten die jüngeren Geschwister, Karoline und Julius, ihren Schlafraum.

„Komm doch mal her!“ gebot Johannes Mergenthaler seinem Sohn.

Ohne Zögern folgte Ottmar dem Vater. Im Arbeitszimmer mußte er sich in den vor dem Schreibtisch stehenden großen, mit rotem Plüsch bezogenen Lehnssessel setzen. Das nahm sich fast belustigend aus, denn Ottmar erreichte mit den Füßen nicht den Fußboden und mußte die Arme fest auf die Seitenlehnen legen, wenn er Halt finden wollte; er war für sein Alter sehr klein und dazu schwächlich. Immerhin, daß er hier sitzen durfte, deutete ein besonderes Geschehen an, sicher keine Strafrede, denn eine solche hatte er stets stehend entgegenzunehmen. So blickte er denn auch mit seinen großen, klugen Augen den Vater neugierig an.

„Ich will dich auf etwas vorbereiten, das für dein späteres Leben bestimmend sein wird, Bub“, begann der Vater ein wenig feierlich. „Du hast im Mai dein dreizehntes Lebensjahr vollendet, und es ist nun an der Zeit, daß du erfährst, welchen Beruf du im nächsten Jahr ergreifen wirst.“

Ottmar biß sich auf die Lippen und blickte zu Boden. Sein sonst blasses Gesicht hatte sich gerötet.

„Jaja, ich weiß“, fuhr der Vater fort, und es klang wie ein Seufzer. „Aber es nützt alles nichts, du kannst nun einmal nicht Mechaniker oder Maschinenbauer werden. Ich habe einfach nicht das Geld, dich auf eine höhere Schule zu schicken, und auch mein letzter Versuch, beim Schulamt in dieser Hinsicht etwas zu erreichen, ist gescheitert. Mein Antrag auf eine Freistelle an der Realschule in Vaihingen wurde abgelehnt, weil Adolf und Karl diese Schule besuchen, Karl bereits auf einer Freistelle. Es hat also keinen Zweck, hier noch irgendwelche Hoffnungen zu hegen. Finde dich damit ab, Bub, du machst es dir und mir sonst unnütz schwer. Aber ich habe etwas anderes für dich: Onkel Louis Hahl in Bietigheim will dich in die Lehre nehmen, du kannst Uhrmacher werden. Hier habe ich seine Zusage.“ Er nahm den Brief vom Schreibtisch und wog ihn wie etwas Wertvolles in der Hand.

„Uhrmacher?“ stieß Ottmar hervor, und es klang ein wenig Freude an.

„Das ist doch schön, nicht wahr? Uhrmacher und Mechaniker sind verwandte Berufe. Daß man es auch da zu etwas bringen kann, hat Onkel Louis selbst bewiesen, er ist zum wohlhabenden Mann geworden. Und da du im Technischen doch recht geschickt bist, wie deine Tüfteleien zeigen, wird dir dieser Beruf gewiß Freude machen. Meinst du nicht auch?“

„Ja, Papa“, erwiderte Ottmar nur.

„Na also! Onkel Louis hat natürlich einige Bedingungen gestellt. Ich muß Lehrgeld zahlen, aber das ist ja üblich. Weiter verlangt er größte Disziplin von dir, ohne Rücksicht auf das verwandtschaftliche Verhältnis. Das kannst du doch zusagen, nicht wahr?“

„Ja, Papa.“

„Und dann will Onkel Louis noch eine Probe deines Geschickes sehen, das ich in meinem Brief an ihn rühmte. Wenn er nächstens in der Nähe zu tun hat, will er uns besuchen. Da mußt du zeigen, was in dir steckt. Du kannst ihm doch etwas zeigen?“

„Vielleicht meine Rädchenmaschine?“

„Ja, ich glaube, damit kannst du dich sehen lassen. Es kommt jetzt alles nur auf dich an, Ottmar. Onkel Louis schreibt, er habe auch noch zwei andere Bewerber für diese Lehrstelle, er müsse deshalb eine strenge Auswahl treffen. — So, das wäre es. Nun geh wieder an deine Schularbeiten. Und wenn du fertig bist, hilfst du der Mutter, wenn sie dich braucht.“

Jetzt erst öffnete er das Fenster.

Nun gut, also Uhrmacher!

Die Mutter brauchte Ottmar fast täglich zur Erledigung von Hausarbeiten, weil Adolf und Karl, die beiden Großen, erst am Nachmittag aus der Schule zurückkamen und dann noch

ihre Hausaufgaben erledigen mußten, die beiden Kleinen, Karoline und Julius, waren noch zu jung für schwerere Arbeiten. So oblagen Ottmar verschiedene Pflichten, die er regelmäßig und ohne besondere Aufforderung erledigte. Er hatte Holz zu hacken und in die Küche zu schaffen, Gras für die beiden Ziegen zu holen und diese im täglichen Wechsel mit der Mutter zu füttern, an bestimmten Tagen auch beim Reinemachen der Wohnung zu helfen. Daß der Vater neben seinem Schulamt noch das Amt des Kirchners versah, um sein geringes Einkommen ein wenig aufzubessern, schmälerte Ottmars Freizeit noch mehr, oft mußte er läuten und mit der Mutter gemeinsam die Kirche säubern.

Als Ottmar einmal darüber klagte, daß er kaum noch Zeit für seine eigenen Dinge und darum auch keinen richtigen Freund habe, hatte die Mutter streng erklärt: „Kannst du vielleicht eine Magd für uns bezahlen? Und was heißt überhaupt: eigene Dinge! Sind der Haushalt und Vaters Kirchendienst nicht auch deine eigenen Dinge? Schließlich lebst auch du mit davon.“ Seitdem tat Ottmar still, oft verbissen, was man ihm auftrug. Manchmal fragte er sich freilich, ob es wohl anders, besser geworden wäre, wenn anstelle der Stiefmutter seine richtige Mutter noch lebte, an die er sich noch dunkel erinnerte.

An den Wochentagen war das Abendessen die einzige Gelegenheit, zu der sich die ganze Familie am Tisch zusammenfand. Sie wurde vom Vater genutzt, die Kinder vom Notwendigsten zu unterrichten und Mahnungen zu erteilen. An diesem Abend erfuhren sie auch von Onkel Louis Hahls Zusage, Ottmar in die Lehre zu nehmen. Wie gewohnt, nahmen sie die Nachricht entgegen, ohne sich dazu zu äußern. Über ein erstauntes „Ah!“ und einen bedeutungsvollen Blick in die Runde ging ihre Stellungnahme nicht hinaus. Was sollten sie auch dazu sagen! Was Vater und Mutter für richtig befanden, galt als ehernes Gesetz.

Erst als sie in ihren Zimmern unter sich waren, äußerten sie sich. „Uhrmacher!“ sagte Karl ein wenig geringschätzig, wäh-

rend er sich das Nachthemd überzog. „Ein bisschen weit weg von dem, was du wolltest, nicht?“

Ottmar entgegnete seufzend: „Ich habe es mir eben nicht aussuchen können wie ihr.“

„Ach, aussuchen! Ich wollte Weinbauer werden, der Vater will, daß ich später einmal alte Sprachen studiere. Habe ich mir das vielleicht ausgesucht?“

„Ottmar, eigentlich ist das gar nicht so weit weg!“ versuchte Adolf zu trösten. „Wenn du erst ein guter Uhrmacher bist, hast du den Mechaniker schon halb in der Tasche. Soviel ich weiß, gibt es in Bietigheim eine Sonntagsschule, da lehrt auch ein Ingenieur Technisches Zeichnen. Das wäre doch was für dich!“ „Woher weißt du denn das?“ fragte Ottmar interessiert.

„Vetter Theodor hat es mir gesagt — im vergangenen Jahr zu Onkel Louis' Geburtstag. Ernstlich, Ottmar, mit der Sonntagsschule könntest du schon was anfangen. Da gibt es eine Art Abschluß, der von einigen Firmen anerkannt wird.“

„Hm“, meinte Ottmar nur, während er sich ins Bett schwang. Nach einer Weile fragte er: „Ob meine Rädchenmaschine ausreicht, wenn Onkel Louis von mir etwas sehen will?“

„Ein bißchen viel Spielerei dran“, erwiderte Karl. „Ich würde irgendwas anderes bauen, vielleicht ein Uhrwerk.“

„Dazu fehlen mir die Federn. Meine Maschine läuft mit kleinen Gewichten.“

Adolf riet: „Dann baue doch ein Uhrwerk mit Gewichten!“

Der Vorschlag gefiel Ottmar nicht recht. Es konnte lange dauern, ehe er die Teile für ein Uhrwerk zusammengebracht hätte, und wenn dann der Onkel vorzeitig kommen würde...

Der große Entschluß

Die Frage, was er dem Onkel als Leistungsprobe vorweisen könne, beschäftigte Ottmar immer stärker. Er fühlte sich gedrängt, unsicher. Auch an diesem Nachmittag ging ihm wieder



alles durch den Kopf, als er am Hang des Eselsberges saß, um sich von der Arbeit auszuruhen. Er hatte Gras gesichelt. Zwei Säcke lagen prall gefüllt neben ihm und warteten auf das Abfahren mit dem niedrigen zweirädrigen Karren, der nicht weit neben dem Waldweg stand.

Zum Ausruhen hatte er sich eine große Lichtung am Hang ausgesucht, von der sich ein schöner Ausblick auf Ensingen, in das flache Tal des Brünnelesbaches mit seinen Äckern und Wiesen und den sanften Hängen bot, an denen ein guter Wein wuchs. Sein Blick blieb schließlich nachdenklich auf dem Gewirr der kleinen Fachwerkhäuser haften, die sich um die St.-Veits-Kirche scharten. Von hier droben sah es aus, als klebe das Schulhaus an der Kirche, in Wirklichkeit lag es einige hundert Schritte von ihr entfernt. Behäbig erhob sich der Kirchturm über die Dächer. Er war viereckig und in Fachwerk ausgeführt, ein spitzes Dach krönte den Sockel. Knapp unter dem Dach prangte das runde Zifferblatt der Uhr.

Ach, die Uhr! Seit zwei Jahren versagte das Ding den Dienst, störrisch wie ein alter Esel, der meinte, in seinem langen Leben schon genug für die Menschheit gearbeitet zu haben. Wer im Dorf keine Uhr besaß, mußte sich nach der Sonne oder nach dem Läuten richten. Das gab Ärger und Spott genug. Das Uhrwerk sah jedoch so verrottet aus, daß kein Uhrmacher es reparieren wollte. Auch Onkel Louis, den der Vater schon zwei-

mal darum gebeten hatte, war nicht zu bewegen gewesen, es genauer zu überprüfen. Ob sich nicht aber doch der Versuch lohnen würde, es auf Trab zu bringen? Wenn ich doch schon selber Uhrmacher wäre, fuhr es dem Jungen plötzlich durch den Kopf. Dann natürlich nichts als ran! Aber das war ja alles Unsinn! Noch ein Jahr Schule und dann vier Jahre Lehrzeit. Bis dahin hatten die Ensinger längst eine neue Turmuhr.

Und wenn ich nun jetzt — jetzt gleich?! Heiß stieg es in Ottmar hoch. Wie hatte der Vater gesagt? Du mußt ihm zeigen, was du kannst! Na also! Erregt kniff der Junge die Augen zusammen. Er sah seine Rädchenmaschine vor sich, die er aus Teilen: unbrauchbarer Uhren und anderen Dingen zusammengebaut hatte, hörte ihr Schnurren und Klopfen. Solche Uhrwerke waren ihm längst kein Geheimnis mehr. Jedes Teilchen, dessen Bedeutung und Funktion kannte er auswendig. Ein Werk wie das der Turmuhr konnte doch gar nicht schwieriger sein, es war doch nur das im Großen, was ihm im Kleinen bereits hundertmal durch die Hände gegangen war. Es mußte ihm doch eigentlich gelingen.

Erschrocken riß er die Augen wieder auf. Er? Er, der Schulbub? Sich an etwas heranwagen, das schon einige Meister ihres Faches aufgegeben hatten? Du liebe Zeit, das wäre ja — wäre ja vermessen. Das ganze Dorf würde ihn auslachen, ihn einen Narren heißen, wenn es mißlänge. Der Vater, die Mutter — sie hätten wieder Ursache, ihn zu rügen. Und das gerade jetzt! — Doch wenn es gelänge? Wenn es wirklich...?

Er riß das Hemd auf, weil es ihm warm geworden war, und sprang auf. Wieder schweifte sein Blick zum Dorf hinab. Wie ein großes Auge schaute ihm das Zifferblatt der Turmuhr entgegen. Es schien ihn freundlich anzublinzeln und zu locken: „Versuche es doch, Bub, vielleicht hast du Glück! Es ist dir doch nicht verboten worden, in den Turm zu gehen. Du mußt ja oft genug läuten und dort auch fegen, wenn dein Vater keine Zeit hat. Nur mitnehmen darfst du niemand. Versuche es doch! Zeige, was in dir steckt! Ein Schaden kann kaum ent-

stehen, die Uhr ist doch längst von allen aufgegeben worden.“ Wieder würgte es in seiner Brust, daß er stöhnen mußte, und er schlug so lange auf einen Grassack ein, bis von der Rute nur ein zeretztes Stöckchen übrig war.

Hart atmend setzte er sich wieder. Das Stöckchen warf er in hohem Bogen den Hang hinab. „Nun zeige ihm, was du kannst — nun zeige ihm, was du kannst — nun zeige . . .!“ dröhnten ihm des Vaters Worte im Ohr, und er wehrte sich nicht mehr dagegen.

Der schmerzhafte Druck in seiner Brust ließ nach, langsam kehrte die Ruhe zurück. „Ich versuch’s — ich versuch’s“, murmelte er und preßte beide Fäuste auf die Knie, als wollte er den Entschluß bekräftigen.

Langsam erhob er sich, nun schon in Gedanken, wie er an der Turmuhr arbeiten könne, ohne daß es jemand bemerke. Das Uhrwerk kannte er längst, oft schon hatte er es sich mit dem Vater gemeinsam angeschaut, Angefaßt hatte er es freilich noch nicht. Der Vater meinte stets, da wäre leicht noch mehr zu verderben. Möglicherweise finde sich doch ein Fachmann, der sich damit befasse.

Mehr mechanisch als bewußt schob Ottmar den kleinen Karren auf den Waldweg und lud die beiden Grassäcke auf.

Heimliche Vorbereitungen

Nach einem Weg von über einer Stunde kamen Adolf und Karl gewöhnlich gegen vier Uhr nachmittags aus Vaihingen zurück, die Sonnabende ausgenommen, da waren sie meist schon gegen zwei Uhr zu Hause. Sie Futterten heißhungrig das von der Mutter warm gehaltene Mittagessen, ruhten sich eine halbe Stunde aus und begannen auf ihrem Zimmer mit den Schularbeiten. Es gehörte zur festen Ordnung, daß Ottmar dann den Tisch des Zimmers bereits geräumt hatte, doch diese Ordnung geriet eines Tages aus den Fugen. Die beiden Großen hatten schon von

Julius, der mit einigen Freunden vor dem Schulhaus spielte, erfahren, daß die Eltern mit Karoline in den Garten — er lag am Ausgang des Dorfes — gegangen seien, um dort wieder einmal nach dem Rechten zu sehen. Die Suppe stünde in der Herdröhre, Brot sollten sie sich selbst abschneiden.

Als sie nach dem Essen ihr Zimmer betraten, saß Ottmar am Tisch, vor sich auf einem großen Tuch sein Werkzeug ausgebreitet und hastig am Ende eines fingerbreiten Flacheisens herumfeilend. Sein Gesicht war gerötet, auf der Stirn stand der Schweiß. Er beachtete die Brüder nicht, blickte nicht einmal auf.

Karl stieß den Bruder mit dem Ellbogen an. „Nun sieh dir das an! Er tut, als ob wir Luft wären.“ Ottmar rief er zu: „He, Herr Mechaniker, hättest du wohl die Güte, den Tisch zu räumen? Jetzt sind wir an der Reihe.“

„Ja — ja“, seufzte Ottmar, sich den Schweiß von der Stirn wischend. „Könnt ihr nicht noch zehn Minuten warten? Da wäre ich fertig. Ihr legt euch doch sowieso erst hin.“

„Aber keine Minute länger“, erklärte Karl, „wir...“

Adolf unterbrach ihn. „Ottmar, was soll denn das werden?“ fragte er neugierig.

„Ein Werkzeug. Ich habe mir ja schon mehrere selbst gemacht. Aber laßt mich, sonst schaffe ich es nicht.“

„Könnte ein kleiner Meißel oder ein großer Schraubenzieher werden.“

Unwillig entgegnete Ottmar: „Ja, ein großer Schraubenzieher.“

„Wozu denn? Für deine Tüfteleien brauchst du nur kleine, und davon liegt schon eine Handvoll hier herum.“

„So laßt mich doch! Ich brauche ihn eben.“

Karl lachte spöttisch. „Er hat halt wieder einmal ein Geheimnis, Adolf. Bei einem großen Erfinder ist das nun mal so.“

Er zog seine Jacke aus und hängte sie über die Stuhllehne an seinem Bett. Auch die Schuhe zog er aus. Dann legte er sich hin.

„So dauert das doch eine Ewigkeit“, bemerkte Adolf geduldig,

ohne auf Karls Worte einzugehen. „Mußt mit beiden Händen feilen! Komm, ich halte das Ding.“

Ottmar willigte stumm ein. Es dauerte aber noch eine Viertelstunde, bis sie es geschafft hatten.

„Danke“, sagte Ottmar aufatmend. „Ich hätte einen Schraubstock haben müssen.“ Und er begann das Werkzeug in eine große Segeltuchtasche zu packen.

„Hm, vielleicht mal als Weihnachtsgeschenk. — Wie lange hast du denn schon an dem Ding herumgefeilt?“

„Seit vier Tagen, immer mal eine halbe Stunde.“

„Heimlich, hm? Wegen der Eltern? Aber sie haben doch gar nichts dagegen, wenn du die andere Arbeit ordentlich machst. Außerdem hättest du doch am Sonntag in aller Ruhe weitermachen können.“

„Wenn die Eltern da sind, habe ich aber keine Ruhe dazu, das weißt du. Heute hatte ich mal Glück. Am Sonntag wird der Garten dran sein.“

„Ach, Unsinn. Da ist doch Mutters Patenonkel dran.“

Ottmar hielt inne, blickte auf. „Onkel Schongau — in Vaihingen?“ fragte er rasch.

„Na freilich, Onkel Schongau in Vaihingen. Er feiert seinen 80. Geburtstag. Das hast du wohl nicht mitgekriegt? Vorgestern haben wir doch darüber gesprochen.“

„Da war ich sicher gerade im Stall.“

„Kann sein. Wahrscheinlich gehen die beiden Kleinen auch mit, aber sie wissen noch nichts davon. Du siehst, du hättest den Schraubenzieher am Sonntag bequem fertigmachen können. — Nun beeile dich aber, wir brauchen den Tisch.“

Stumm wickelte Ottmar die Werkzeughülle in das Tuch, zog unter seinem Bett eine Holzkiste hervor und verstaute das Bündel darin. Dann setzte er sich auf die Bettkante, die Ellbogen auf die Knie, den Kopf in die Hände gestützt, und starrte nachdenklich vor sich hin.

Es muß doch gelingen - es muß!

Die Familie Mergenthaler verreiste selten, und wenn es einmal geschah, dann gab es vorher Aufregung. Noch während des Mittagessens mußten die Zurückbleibenden viele Ermahnungen über sich ergehen lassen: nachher das Geschirr ordentlich abzuwaschen, ihr Zimmer aufzuräumen, die Kleidung sauberzuhalten, das Haus gut zu verschließen, nicht im Wald herumzustrolchen und so weiter. Ottmar wurde vom Vater noch eine besondere Aufgabe übertragen: nachmittags um sechs Uhr an seiner Stelle zu läuten, da sie wahrscheinlich erst später aus Vaihingen zurück sein würden; sie mußten ja laufen, weil sonntags kein Postwagen fahre. „Und daß du niemand mit in den Turm nimmst!“ ermahnte ihn zum Schluß der Vater.

Gegen ein Uhr machten sich die Eltern mit den beiden Kleinen auf den Weg. Die Großen winkten ihnen von der Tür aus nach, bis sie hinter den Häusern verschwunden waren.

„Junge, Junge!“ seufzte Karl. „Das hat mehr angestrengt als ein Schultag.“

Adolf ermunterte: „Nun mal flott! Alles schön der Reihe nach — wie befohlen, um so eher sind wir fertig.“ Zu Ottmar gewandt, fuhr er fort: „Der Karl und ich gehen am Nachmittag auf den Eselsberg. Wir wollen uns die alten Wallanlagen ansehen, vielleicht finden wir auch was Altertümliches. Machst du mit?“

Ottmar verneinte. „Ich hab’ was anderes vor. Außerdem muß ich ja läuten.“

„Aber doch erst um sechs. Da können wir längst zurück sein.“ „Ich will aber etwas bauen, für den Onkel. Das kann ich nicht aufschieben.“

„Na schön!“ meinte Karl leichthin. „Aber dann sage nicht, wir kümmern uns nicht um dich.“

Rasch erledigten sie gemeinsam die Hausarbeiten.

Als Adolf und Karl das Haus verließen, schlossen sie es ab und nahmen den Schlüssel mit. Falls Ottmar doch noch fortgehen

sollte, würde er den Kellerausgang benutzen und den Schlüssel unter den Reisigabtreter legen.

Aus dem Fenster des Wohnzimmers blickte Ottmar den Brüdern verstohlen nach. Dann begab er sich eilig in sein Zimmer und holte aus der Holzkiste das Bündel mit der Werkzeugtasche hervor. Eine eigentümliche Beklemmung beschlich ihn. Er atmete tief, schloß für einige Sekunden die Augen. Doch bald hatte er die Unsicherheit überwunden. Mit dem Fuß schob er die Kiste wieder unter das Bett. Aus Vaters Zimmer holte er den Kirchenschlüssel.

Der Weg zur Kirche war nicht weit. Geradewegs schritt Ottmar auf den Eingang zu. Er handelte so unbefangen und selbstverständlich wie immer. Als er die Tür öffnete, schaute er sich nicht einmal beobachtend um. Den Leuten, die ihn sehen würden, fiel sein Tun ohnehin nicht auf, sie wußten, daß er hier oft etwas zu erledigen hatte. Zu seiner Genugtuung war ihm niemand begegnet. Ohne Hast stieg er die Turmtreppe hinauf, durchquerte den kleinen Raum, durch dessen starke Bretterdecke die Glockenseile hingen, und ging zur Uhrenkammer. Die Tür war nur durch einen Riegel gesichert. Als er sie aufzog, knarrte sie. Er erschrak. „Dummkopf!“ schalt er sich. Die Tür knarrte schon seit Jahren.

Es war eng in dem Raum, ein schmales und ein breiteres Fenster spendeten aber genügend Licht.

Nun stand Ottmar vor dem großen Uhrwerk. Er atmete verhalten. Du liebe Zeit, an diesem mächtigen Gestängekasten mit den großen, plumpen Rädern wollte er sich vergreifen. Dieses Werk wollte er meistern, dessen Tücken überwinden. Es kam ihm heiß hoch, er schluckte — wieder und wieder. „Du mußt!“ befahl er sich. „Du mußt! Du darfst nicht versagen — nicht versagen!“

Mit den Augen tastete er alles ab — Rad um Rad, Walze um Walze, Achse um Achse, wie er es in Vaters Anwesenheit schon ein paarmal getan hatte. Jedes Teil und dessen Funktion hätte er bei geschlossenen Augen beschreiben können. Aber jetzt

mußte er die Augen offenhalten, scharf blicken wie noch nie in seinem Leben. Noch einmal und noch einmal mußte er prüfen: Stimmt es tatsächlich, daß das Werk nicht beschädigt, sondern nur angerostet war, in seinen Lagern, Greifstellen und Reibeflächen verschmutzt?

Er zog seine Jacke aus und begann mit der Arbeit, blies den Staub von dem Metall, klopfte mit einem Hämmerchen vorsichtig an die Räder, die einzelnen Teile, drückte, schob und zog an ihnen. Alles klang fest, massiv, nichts zerbrach, alles blieb an seinem Platz. Wenn es so wäre, wie er es sich dachte, wenn es so wäre...!

Nun packte ihn die Eile. Rasch faltete er sein Bündel ganz auseinander, breitete alles darauf aus: Werkzeug aller Art, harte Bürsten, Putzlappen, eine Büchse Fett, eine Kanne Öl. Noch ein zweites Tuch legte er zurecht, soweit es der Platz zuließ, zur Ablage der aus dem Gestänge genommenen Teile.

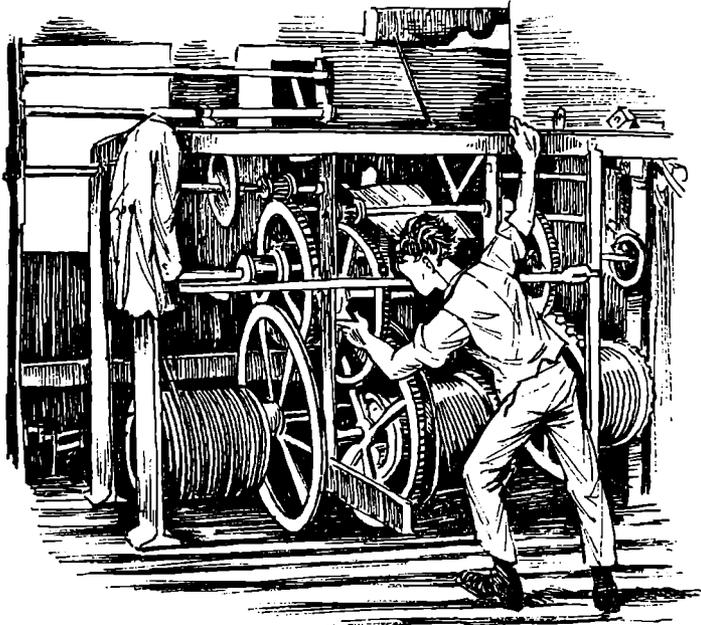
Er begann das Uhrwerk zu zerlegen, nahm die wichtigsten Teile heraus, beklopfte sie, reinigte sie, reinigte auch die Lager und fettete alles ein, paßte die Zahnräder ineinander ein. Nein, es war nichts beschädigt, nur Schmutz — Schmutz...

Nun begann er das Werk wieder zusammenzusetzen. Das war um vieles schwerer, er hätte Hilfe brauchen können. Manche der Räder hatten ein beträchtliches Gewicht, und manche Achsen waren wegen ihrer Länge allein schwer zu bewältigen. Er vergaß die Zeit, vergaß alles um sich, arbeitete besessen. In dem kleinen Raum war es drückend schwül. Der Schweiß rann ihm vom Körper, er beachtete es nicht. „Es muß doch gelingen — es muß!“ hämmerte er sich ein.

Stunde um Stunde verging, endlich war alles am rechten Ort. Alles am rechten Ort? Das mußte sich noch erweisen. Erst wenn es tackte, wenn es im Werk ruckte, wenn dieses Tackern anhielt — dann hatte er alles richtig gemacht.

Er regte das Pendel an, startete auf das Werk. Es tackte ein paarmal — dann stand es still.

Er stöhnte. In seiner Brust kam etwas auf, das er wie einen



Eisklumpen spürte. Ihm schwindelte, er lehnte sich an. „Es muß doch — es muß!“ Mit Macht riß er sich zusammen. Was hatte er falsch gemacht? Alles befand sich dort, wo es hingehörte, und es war doch nichts beschädigt!

Noch einmal regte er das Pendel an, half mit der Hand einige Zeit dem Hin-und-her-Schlag nach. Vielleicht muß sich alles erst einspielen — vielleicht...

Als er die Hand zurückzog, wurde das Tacken sofort leiser, dann hörte es ganz auf.

Ihm war, als versinke er in den Boden. In seinen Ohren schrillte es, aus dem Schrillen wurde eine grelle Stimme: Du bist eben doch nicht geschickt genug!

Noch einmal raffte er sich auf, noch einmal bändigte er die wild durcheinanderjagenden Gedanken. Rieb sich in dem Werk etwas? Hatte er etwas zu straff angezogen? Mit fiebernder Hand ergriff er ein Werkzeug, lockerte die Schrauben hier

ein wenig, dort ein wenig, überall nur um eine winzige Drehung.

Dann regte er das Pendel wieder an. Mit stockendem Atem starrte er auf das ruckende Räderwerk. Und es tackte und ruckte, tackte und ruckte — immer wieder — immerfort — immerfort...

An der Bretterwand, an die er sich gelehnt hatte, rutschte er nieder. Wie im Traum, wie aus weiter Ferne hörte er das Takken. Es klang so freundlich, so einschmeichelnd, als wollte es sagen: „Na, siehst du! Beharrlichkeit macht alles.“ Da rasselte es im Werk, ein Arm hob sich, fiel zurück, und ein heller, durchdringender Glockenschlag ertönte — wieder und wieder, Ottmar zählte die Schläge nicht, sie rissen ihn aus dem Traum. Mühsam erhob er sich. Die Uhr ging wieder — ruhig, gleichmäßig, selbstverständlich, als habe sie niemals Tücken gezeigt. Das Schlagwerk mußte er noch einstellen, die Zeiger, mußte noch . . .

Er schrak zusammen. Draußen polterten schwere Schritte, die Tür wurde aufgerissen — in ihrem Rahmen stand der Vater.

Ottmar wich zurück, hob wie in Abwehr die Arme.

Hin und her glitt der Blick des Vaters — vom Uhrwerk zu Ottmar, von diesem zum Uhrwerk. In dem Blick lag Staunen und Strenge zugleich. Für eine Sekunde nur zuckte es hell über das Gesicht. „Du hast das Läuten vergessen“, stellte er nach einer Weile sachlich fest, aber es klang nicht wie ein Verweis. „Die Zeit ist schon lange überschritten. Ziehe dich an und geh schleunigst nach Hause, ich läute noch.“

Hastig nahm Ottmar die Jacke vom Nagel und drückte sich am Vater vorbei zur Tür hinaus. Nein, es hagelten keine Schläge auf ihn herab.

Als Ottmar aus der Kirche trat, sah er eine Menge Leute. Erwartungsvoll, manche lebhaft ihre Meinung austauschend, sahen sie zum Turm hinauf. Das Schlagen der Uhr Glocke hatte sie angelockt. Einige riefen Ottmar an, doch der rannte an ihnen vorbei.

Bestrafung - wofür?

„Du bleibst noch!“ gebot die Mutter Ottmar, als das Abendbrot beendet war. „Die anderen gehen zu Bett.“ Bis zu diesem Zeitpunkt war kein Wort über Ottmars Tat zwischen Eltern und Kindern gefallen. Nun sah Adolf die Zeit für gekommen, sich zu äußern. Er wollte etwas tun, um Ottmars Bestrafung zu mildern. „Das ist doch eine großartige Sache“, sagte er, „das ganze Dorf wird sich darüber freuen, und die Gemeinde spart...“

„Darüber haben andere zu urteilen, kümmere dich gefälligst um deine Sachen“, unterbrach ihn die Mutter hart. „Geh!“ Der Vater und Ottmar blieben am Tisch sitzen, stumm, ohne sich anzusehen, bis die Mutter hinzukam, nachdem sie den Tisch abgeräumt hatte.

Da begann der Vater mit ruhiger Stimme: „Du hast also unsere Abwesenheit dazu benutzt, dich an dem Uhrwerk zu vergreifen. War dir das nicht verboten?“

„Ja, Papa.“

„Und du weißt genau, daß die Gemeinde für die Uhr die Verantwortung trägt. Wenn dir die Sache nun mißlungen wäre, was dann?“

„Aber um das Uhrwerk hat sich doch niemand mehr gekümmert, und nun geht es wieder und...“

Scharf unterbrach ihn die Mutter: „Das ändert nichts an dem, was Papa gesagt hat. Zudem war es ein bodenloser Leichtsinn, den du dir geleistet hast. Wie leicht konnte dir etwas passieren! Die schweren Räder und das Gestänge! Fürs ganze Leben hättest du dir schaden können!“

„Ja, auch das!“ stimmte der Vater zu. „Warum hast du denn das überhaupt getan?“

„Um — um...“ Ottmar biß sich auf die Lippen und warf einen scheuen Blick zur Mutter hin.

„Gib Antwort!“ forderte der Vater.

Zögernd kam die Antwort: „Weil — weil doch Onkel Louis eine Probe meines Geschicks haben wollte.“

Da lachte die Mutter spöttisch auf. „Und du glaubst wirklich, damit könntest du meinem Bruder imponieren? Der wird sich für einen Lehrling bedanken, der bereits den Meister spielen möchte. Das ist dummer Vorwitz! Damit erreichst du höchstens das Gegenteil.“

„So habe ich es aber nicht gemeint, Mama. Es ist — es ist eben so über mich gekommen, als ich...“

„Jaja, es ist eben über dich gekommen! Von gestern auf heute! Mache uns doch nichts vor! Wohl vorbereitet hast du alles — nur ohne Vernunft, leichtsinnig und heimlich wie immer. -- Geh! Ich werde mich mit Papa noch darüber unterhalten, was zu tun ist, um dich künftig von solchen Überheblichkeiten abzuhalten. Auf dem Turm hast du jedenfalls nichts mehr zu suchen. Ist Papa einmal am Läuten verhindert, werde ich es übernehmen.“

Als Ottmar über den Flur ging, hörte er von der Seite her ein gedämpftes „Ssst“. Die Tür des Zimmers der Kleinen war einen Spalt geöffnet. Karoline lugte heraus. Sie nickte ihm aufmunternd zu, schloß aber die Tür gleich wieder.

Adolf und Karl saßen auf dem Bettrand. Als Ottmar eintrat, blickten sie ihm erwartungsvoll entgegen. „Na und?“ stieß Karl ungeduldig hervor.

„Ach, laßt mich!“ seufzte Ottmar gequält. „Ich habe eben dummes Zeug gemacht, und dafür gibt's was.“ Rasch begann er sich auszukleiden.

„Dummes Zeug!“ knurrte Adolf. „Wo es dem ganzen Dorf nützt! Da muß man doch einen Unterschied machen! — Erzähle mal!“

„Gibt nicht viel zu erzählen. Sie haben mich eben hergenommen. Papa war nicht so hart, sogar ziemlich ruhig, aber Mama...“

„Wie immer!“ erklärte Karl bissig.

„Sie glaubt, ich hätte den Meistern etwas vormachen wollen.

Und da Onkel Louis einer der Meister ist — ach, ich weiß auch nicht.“

„Und was wird nun?“

„Darüber reden sie noch.“ Ottmar stieg ins Bett und äußerte sich nicht mehr.

Zwischen den Eltern kam es indessen zu einer erregten Aussprache, weil der Vater sich weigerte, Ottmar zu bestrafen.

„Und warum nicht?“ fragte die Mutter scharf.

„Weil ich sein Handeln zwar mißbillige, aber verstehe“, entgegnete Mergenthaler. „Ihm ins Gewissen reden, das genügt in diesem Falle vollkommen. Ich glaube ihm, wenn er sagt, es sei eben über ihn gekommen. Wir haben ihm ja nahegelegt, sein Geschick zu beweisen. Nachdem du den Brief deines Bruders gelesen hattest, schlugst du selbst vor, so mit dem Buben zu reden. Dabei haben wir nicht bedacht, daß der Schlaukopf auf eine solche Idee verfallen würde. Außerdem kann ich ihn nicht für etwas bestrafen, für das die meisten im Dorf ihn loben werden. Ich habe es doch erlebt, als ich die Kirche verließ. Die Leute haben sich gefreut, daß wieder Leben in die Uhr gekommen ist.“

„Du hast ihnen wohl gar noch gesagt, daß es der Bub war?“

„Sie sahen ihn ja aus der Kirche rennen, sahen mich dann die Tür abschließen, ohne daß ein Uhrmacher mich begleitete. Das mußte ihnen doch auffallen. Ich bin einer klaren Antwort ausgewichen, habe nur gesagt, wir seien dabei, das Uhrwerk in Ordnung zu bringen. Die Zeiger gehen ja noch falsch, und die Glocke schlägt falsch an. Ich werde morgen mit dem Schulzen und dem Pfarrer offen über alles reden müssen.“

„Dann wirst du ihnen auch sagen, daß mein Bruder das Uhrwerk in Ordnung bringt. Ich schreibe heute noch an ihn.“

Mergenthaler lachte bitter auf. „Schwager Louis die letzte Rettung! Na ja! Vielleicht sagt er aber auch, es möge der die Suppe auslöffeln, der sie eingebrockt hat. Was dann?“

Die Frau zuckte die Schultern. Zögernd sagte sie: „Ich — ich weiß es nicht. Aber er kommt bestimmt, wenn ich ihn bitte.“

„Halte das, wie du willst“, entgegnete der Schulmeister eindeutig. „So oder so — die Reparatur wird vollendet. Sollte sich Louis nicht damit befassen, wird Ottmar das zu Ende führen müssen, was er begonnen hat — unter meiner Aufsicht und mit meiner Hilfe. Verderben kann er nichts an etwas, was alle schon als verdorben aufgegeben haben.“

„Aber das ist doch unmöglich!“ beehrte die Frau auf. „Anstatt ihn zu bestrafen, willst du seinen Leichtsinn noch fördern. Wozu haben wir ihn uns denn vorhin vorgenommen? Das nähme er doch dann gar nicht mehr ernst.“

„Das käme auf uns an, nur auf uns, ja, auch auf dich. Du solltest nicht nur die Übeltat sehen, sondern auch die Ursachen. Und schließlich auch abwägen, was größer ist: der Schaden oder der Nutzen. — Schreibe also an deinen Bruder!“ Mergenthaler wandte sich ab und begab sich in sein Arbeitszimmer.

Nach wenigen Tagen traf Louis Hahl aus Bietigheim ein. Er war nicht in bester Stimmung. Sein für die gedrungene, aber wendige Gestalt zu breites Gesicht zeigte rote Flecken.

„Das ist ja eine saubere Geschichte!“ brummte er mürrisch, kaum daß er sich gesetzt hatte. Seine lederne Werkzeugtasche warf er achtlos auf den Tisch. „Pfuscht da ein unreifer Bub ehrbaren Meistern ins Handwerk und verdirbt alles! Und ich soll es dann wieder in Ordnung bringen! Ja, glaubt ihr denn, ich vergeude meine Zeit? Hättest du, liebe Schwester, es nicht so dringlich gemacht, wirklich, ich hätte mich den Teufel darum gekümmert.“

„Aber es ist schön, daß du gekommen bist, Louis“, entgegnete Frau Mergenthaler freundlich, ihren Mann mit einer leichten Handbewegung zum Schweigen veranlassend. „Es ist doch wegen der Leute im Dorf. Eine Uhr, die falsch geht, ist schlimmer als eine, die gar nicht geht. Es ist vielleicht nicht mehr allzuviel daran zu machen. Wir können doch nicht zulassen, daß der Bub noch einmal in die Turmkammer geht und sich an dem Werk zu schaffen macht, das wirst du verstehen.“

„Ha, nicht allzuviel! Das wollen wir erst mal sehen! Was wird denn bei einem solchen Ding ein Schulbub schon zuwege bringen!“

Da wendete der Schulmeister ein wenig ungehalten ein: „Aber die Uhr geht wirklich, sie schlägt sogar die Zeit an. Es sind nur das Schlagwerk und die Zeiger noch nach der Zeit zu stellen.“

„Hast du das Werk geprüft? Ob es vielleicht nicht nur provisorisch zusammengeklebt ist und nach einer Weile auseinanderfällt? Na also! Schön, ich sehe mir diese — diese Wunderleistung mal an. Aber das sage ich schon vorher: Mit der Lehrstelle bei mir für den Buben wird nichts nach dem Streich, den er sich geleistet hat. Wenn er bei mir auch so dummes Zeug machen würde — nicht auszudenken! Auch mein Theodor ist dagegen. Er meint, aus der Verwandtschaft jemand in der Werkstatt — das tut nie gut.“

„Aber Louis!“ fuhr Mergenthaler auf. „So geht es doch nicht! Ich habe mit Ottmar schon darüber gesprochen. Ich kann ihm doch jetzt nicht . . .“

„Natürlich kannst du! Meine Zusage lag vor dem Streich des jungen Herrn, ich wußte nicht, wessen er fähig ist. In der Umgebung gibt es noch mehr Uhrmacher, es ist noch Zeit, sich nach einer anderen Lehrstelle für ihn umzusehen. Mir könnt ihr das nicht zumuten, das müßt ihr einsehen.“

Ruhig entgegnete Frau Mergenthaler: „Das überlegst du dir sicher noch einmal, lieber Bruder. Bringst erst die Uhr in Ordnung, dann sprechen wir in Ruhe über alles, nicht wahr?“

„Lieber Bruder — lieber Bruder!“ ereiferte sich Hahl. „Wenn du mir schon so kommst! Darauf falle ich nicht mehr herein. Hier gibt es nichts zu überlegen.“ Er erhob sich, nahm seine Tasche vom Tisch. „Jetzt will ich mir mal die Geschichte ansehen. Ist aber an der Uhr mehr zu machen als Schlagwerk und Zeiger, lasse ich den ganzen Kram liegen. Und Wegegeld berechne ich auf jeden Fall. — Der Bub kommt mit, damit ich ihm an Ort und Stelle die Ohren langziehen kann.“

Mergenthaler und seine Frau widersprachen nicht.

Ottmar hielt sich in seinem Zimmer auf. Die Mutter rief ihn, und er war gleich zur Stelle. Der Onkel beachtete ihn nicht.

Zu dritt begaben sie sich in den Turm.

In der Turmkammer waren noch die Spuren von Ottmars Arbeit zu sehen. Neben der Tür lag auf einem Tuch das Werkzeug. In der Aufregung der letzten Tage hatten sie vergessen, es wegzuräumen.

Hahl betrachtete das Werkzeug kopfschüttelnd, spöttisch lächelnd. Mit dem Fuß schob er es zur Seite.

„Pack es ein!“ gebot Mergenthaler seinem Sohn. Es schien, als sei er unwillig über das achtlose Gebaren des Schwagers. Wegen der Enge des Raumes war er an der Tür stehengeblieben.

Hahl zog die Jacke aus, krepelte die Ärmel hoch, trat nahe an das Stangengehäuse heran. Einige Zeit lauschte er, regungslos verharrend. Gleichmäßig tackte und ruckte das Werk, als sei es nie anders gewesen. Dann begann er es mit dem Blick abzutasten, systematisch, Teil um Teil, von allen Seiten. Dann befühlte er die Teile, drückte, zog ein wenig an ihnen, beklopfte sie vorsichtig mit einem kleinen Hammer, aufmerksam nach dem Geräusch lauschend. „Hm!“ knurrte er manchmal, manchmal räusperte er sich auch, fuhr sich mit dem Handrücken über die feuchte Stirn.

Die Untersuchung dauerte geraume Zeit. Voller Spannung, ein wenig bang schauten Mergenthaler und Ottmar ihm zu. Der Schulmeister wurde von zunehmender Ungeduld geplagt. Schließlich konnte er sich nicht mehr halten. „Na, wie sieht es denn aus?“ fragte er dringlich.

„Wart es doch ab!“ gab Hahl unfreundlich zurück. „Diese alten Kästen können tückisch sein, da gibt es leicht verdeckte Mängel.“ Es dauerte noch eine Weile, ehe die Untersuchung beendet war. Sich aufrichtend, sagte er schließlich, ohne die anderen anzublicken: „Alles ein bisschen straff angezogen, zu stark geölt und gefettet, da setzt sich schnell der Dreck an.“

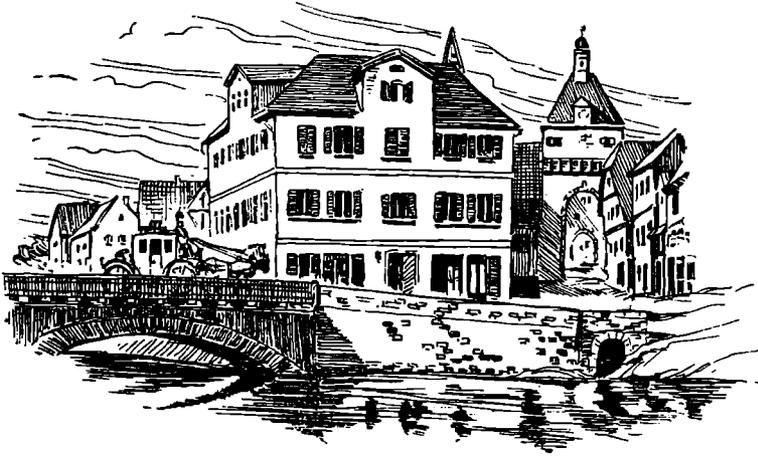
„Und sonst?“ wollte Mergenthaler wissen.

„Was heißt denn: sonst!“ knurrte Hahl. „Da wäre also...“
Es rasselte im Werk. Ein Arm hob sich und schlug an die Uhr-
glocke. Aufmerksam beobachtete Hahl das Schlagwerk.
„Ich meine, was ist denn sonst noch auszusetzen?“ beharrte
Mergenthaler auf seiner Frage.
„Na ja, sonst...“ Hahl zuckte die Schultern.
Ottmar blickte scheu zum Vater auf. Und dieser nickte ihm
zu, erst kaum merklich, dann deutlicher, und dabei lächelte er
leicht.
„Dann ist das Werk also soweit in Ordnung?“ fragte Mergen-
thaler. In seiner Stimme schwang Genugtuung.
„Hmhm“, machte Hahl. Nachdenklich ruhte sein Blick auf dem
Werk. Einigemal schüttelte er leicht den Kopf. Und er wieder-
holte leise, wie für sich: „Wie gesagt, ein bisschen straff ange-
zogen. zu stark geölt und gefettet.“ Plötzlich gab er sich einen
Ruck. „Nun komm schon her, Bengel, und hilf mir die Schmiere
beseitigen!“ gebot er. „Mit so viel Fett bringe ich ja drei Turm-
uhren in Ordnung. Bei mir hast du sparsamer damit umzu-
gehen, verstanden?“
Da stieß Mergenthaler hervor: „Du willst ihn also doch in die
Lehre nehmen?“
„Na ja, darüber können wir nachher noch reden. Jetzt erst mal
an die Schmiere! Und dann will ich sehen, wie er es mit dem
Schlagwerk und den Zeigern anstellt.“

Ein neuer Lebensabschnitt

An einem der ersten Mai-Tage des Jahres 1868 traf der vier-
zehenjährige Ottmar Mergenthaler in Bietigheim ein, um die
Lehre bei seinem Onkel anzutreten. Mit der Postkutsche war
er angekommen.

Nun stand er vor dem Haus, in dem Louis Hahl wohnte und
auch seine Werkstatt betrieb. Mit einem gut ausgebauten Erd-
geschoß und zwei Stockwerken war es das größte Haus dieser



Stadtgend. Es lag an einer steinernen Brücke, dort, wo sich die Flüsse Enz und Metter vereinigen.

Ein wenig beklommen trat Ottmar ein. Der große, düstere Flur mit den vielen Türen zu beiden Seiten kam ihm vor wie das Tor zu einer neuen Welt mit allen ihren Reizen und bedrückenden Ungewißeheiten.

An der ersten Tür links sah er ein Schild mit der verschnörkelten Aufschrift „Comptoir“*. Hier klopfte er an. Eine energische Stimme rief „Herein!“ Er betrat einen kleinen, aber hellen Raum. Zwei Schränke, ein Schreibtisch und einige Stühle bildeten die Einrichtung. Am Schreibtisch saß Louis Hahl. Neben ihm stand ein zierlich anmutendes Mädchen, dessen dunkles, volles Haupthaar in einem Zopf um die Stirn geschlungen war. Neunzehn Jahre alt mochte sie sein. Obgleich sie sich viele Jahre nicht gesehen hatten, erkannte Ottmar sie gleich: Wilhelmine, seine Kusine.

„Na, da bist du ja!“ begrüßte ihn der Onkel von seinem Platz aus. „Stelle deine Tasche und deinen Ranzen dort in die Ecke und komm her!“

Ein wenig unsicher kam Ottmar der Aufforderung nach. Weil

* Geschäftsraum, Kontor

aber Onkel Louis und Wilhelmine ihm gleich einen Platz anboten und auch sonst recht freundlich zu ihm waren, legte sich die Beklemmung schnell.

„Ich soll von Mama und Papa Grüße bestellen, und sie bedanken sich noch einmal“, sagte er. Er griff in die Innentasche seiner Jacke und holte einen papiernen Umschlag hervor. „Hier ist der Lehrvertrag. Vater hat ihn mir mitgegeben.“

Hahl nahm das Papier aus dem Umschlag und faltete es auseinander. Er nickte. „Hm, in Ordnung. Weißt du, was drin steht?“

„Nur ungefähr.“

„Dann will ich es dir genauer sagen, du mußt es wissen: Du hast eine Lehrzeit von vier Jahren, ohne Lohn, das ist so üblich. Dafür stehst du bei mir in Wohnung und Kost und bekommst ein Taschengeld nach meinem Ermessen. Stellst du etwas an, was gegen Ordnung und Moral in Haus und Werkstatt oder in der Öffentlichkeit verstößt, kann ich dich sofort nach Hause schicken. Das mußt du dir gut merken.“

„Ja, Onkel.“

„Mit dem Onkel ist das so: Der bin ich für dich nur außerhalb der Arbeitszeit, sonst bin ich für dich der Meister. Das ist nötig wegen des Respektes und wegen der Gesellen, die nicht glauben dürfen, daß ich dich bevorzuge. Um dich wird sich in der Werkstatt vor allem Theodor kümmern, ich bin zu oft auswärts. Auch ihm hast du mit dem nötigen Respekt zu begegnen. Er ist ebenfalls Meister, ein guter Meister sogar, obgleich er erst vierundzwanzig Jahre alt ist. Die reguläre Arbeitszeit beträgt zehn Stunden, von früh sieben bis zwölf und von eins bis sechs Uhr. Manchmal läßt sich eine längere Arbeitszeit nicht vermeiden. So, das wäre erst mal das Wichtigste. Nun wird sich Wilhelmine mit dir beschäftigen, Theodor ist heute auswärts, kommt erst am späten Abend zurück. Ich hoffe, daß ihr euch gut versteht.“

„Ja, Onkel.“

„Du wirst mit in Josefs Kammer untergebracht. Er ist Lehr-

ling im vierten Jahr und stammt aus Vaihingen, hat keine Eltern mehr. Er hat manchmal ein loses Maul, ist aber sonst ein ordentlicher Bursche, an ihn kannst du dich anschließen. So, und nun ab! In der Werkstatt fängst du morgen früh an, heute hat es keinen Zweck mehr.“

Wilhelmine bedeutete Ottmar, sein Gepäck aufzunehmen und ihr zu folgen. Es ging eine breite Treppe hinauf in das erste Stockwerk.

„Hier ist unsere Wohnung“, erklärte das Mädchen. „Dort, am Ende des Flures, liegt das Wohnzimmer, dort essen wir. Seit Mutter tot ist, führe ich den Haushalt, kann mich aber nicht um alles kümmern, weil ich auch die Kontorarbeiten erledigen muß. Deswegen haben wir noch ein Dienstmädchen, es heißt Anna. Die Lehrlinge und das Dienstmädchen wohnen oben.“

Die Treppe zum zweiten Stockwerk war schmaler. Wilhelmine öffnete die erste Tür rechter Hand. Sie traten in einen hellen, mittelgroßen Raum ein. Zwei Betten und zwei Schränke standen sich genau gegenüber, in der Mitte befand sich ein Tisch mit vier Stühlen. Eine große Kommode zwischen den beiden Fenstern und eine Waschgelegenheit machten die übrige Einrichtung aus.

„Hier ist dein Bett“, erklärte Wilhelmine, zur linken Wand hinweisend. „Die beiden unteren Kommodenfächer sind für dich bestimmt.“

„Danke“, sagte Ottmar, und es klang wie ein Seufzer. Sein Gepäck stellte er vor dem Bett ab. Unsicher blickte er um sich. Wilhelmine ließ ihn eine Weile gewähren, lächelnd beobachtete sie ihn. „Am Anfang ist's schwer, nicht wahr? Aber wenn du dich ordentlich hältst, hast du es gut bei uns. — Pack also aus und mach dich frisch, dann komm ins Wohnzimmer. In einer Stunde gibt es Abendbrot.“

In den nächsten Stunden lernte Ottmar die anderen kennen, die außer Theodor noch zum Haushalt gehörten: Anna, das Dienstmädchen, und Josef Kainert, den Lehrling.

Anna war eine kleine, rundliche Frau in mittleren Jahren, freundlich und immer hilfsbereit. „Wenn du was brauchst, wende dich getrost an mich, Bub“, sagte sie schon in den ersten Minuten. „Wilhelmine kann sich nicht recht um dich kümmern, sie hat im Geschäft viel zu tun.“

Ganz anders verhielt sich zunächst Josef, ein hochaufgeschossener, sommersprossiger Bursche. Neben ihm hatte Ottmar seinen Platz am Tisch. Obgleich Louis Hahl erklärt hatte, er wünsche zwischen ihnen ein gutes Einvernehmen, zeigte sich Josef wortkarg, zurückhaltend, selbst noch, als sie in der zehnten Stunde gemeinsam ihre Stube aufsuchten. Während sie sich auskleideten, sprachen sie kein Wort miteinander.

Erst nachdem sie einige Zeit im Bett lagen, ging Josef aus sich heraus. „Wir haben in unserer Stube eine bestimmte Ordnung, wenn sie mit zwei Mann belegt ist“, sagte er. „Der Jüngste schafft den Eimer fort und sorgt für Waschwasser. Machst du es?“

„Freilich, wenn es so eingeführt ist“, entgegnete Ottmar ohne Zögern.

„Er sorgt auch dafür, daß immer genug Petroleum in der Lampe ist. Machst du’s?“

„Ja.“

„Und daß der Abfall weggeschafft wird.“

„Ja.“

Geraume Zeit war es still. Dann warf Josef sich herum, mit dem Gesicht zu Ottmar hin. Und er sagte: „Es ist gar nicht so, daß das nur der Jüngste macht, es wird jede Woche abgewechselt.“

„Warum hast du mir das nicht gleich gesagt?“

„Weil ich mal sehen wollte, was du für ein Kerl bist. Schulmeistersohn — Neffe des Meisters, könntest ja eingebildet sein und...“

„Quatsch.“

Wieder war es eine Weile still. „Mußt ja wohl geschickt sein, wenn dein Onkel dich zum Lehrling genommen hat“, begann

Josef das Gespräch wieder. „Er nimmt nur geschickte Jungen.“

„Das macht doch sicher jeder Meister.“

„Natürlich, denn da brauchen sie sich nicht sehr mit ihnen abzuplagen und verdienen schneller an ihnen. Nach drei Jahren sind die Jungen meist reif, kriegen aber erst Lohn im fünften Jahr.“

„Aber gut haben es die Leute hier, nicht wahr?“

„Na ja, wenn sie ohne Murren auch über zehn Stunden hinaus arbeiten. — Willst du für immer bei deinem Onkel bleiben?“

Nur zögernd antwortete Ottmar: „Wie soll ich das heute schon wissen! Am liebsten würde ich weiterkommen.“

„Wie: weiterkommen?“

„Mechaniker oder Maschinenbauer werden, wenn ich erst ein oder zwei Jahre Geselle war.“

„Ha — Maschinenbauer! Das war auch mal mein Schwarm! Da muß man aber auf die Schule gehen.“

„Ich will sehen, daß ich mich in der Sonntagsschule darauf vorbereite. Die gibt es doch hier?“

„Ja freilich“, bestätigte Josef eifrig. „Ein Ingenieur und zwei Handwerksmeister haben sie eingerichtet. Aber das ist ein saures Brot, da wird viel verlangt. Und die Bücher kriegt man nur geliehen. Außerdem nehmen sie einen erst, wenn man sechzehn Jahre alt geworden ist.“

„Woher weißt du denn das?“

„Von mir selber. Ich hab' mal dort anfangen wollen. Aber bei der Aufnahmeprüfung — na ja, wie das halt so ist. Wenn du es später probieren willst — ich kann dir einige Ratschläge geben.“

„Das wäre mir recht.“

Sie unterhielten sich noch eine Weile, und jeder kam zu der Überzeugung, in dem anderen einen „patenten Kerl“ kennengelernt zu haben.

Aller Anfang ist schwer

Die Werkstatt Louis Hahls war größer, als Ottmar sie sich vorgestellt hatte. Neben seinem Sohn als Meister und einem Lehrling beschäftigte er noch vier Gesellen, bis auf einen Altgesellen jüngere Leute zwischen zwanzig und dreißig Jahren. Die Räume rechts des Hausflures gehörten zur Werkstatt; die beiden ersten, größeren waren zur Reparatur und zum Bau von Turmuhren eingerichtet, der dritte als Reparaturwerkstatt für Kleinuhren. Drei Gesellen und der Lehrling Josef befanden sich „bei den Turmuhren“, wie es hieß, die Reparaturen des „Kleinzeugs“ erledigte der Altgeselle. Louis Hahl selbst nahm vor allem die Reparaturarbeiten in den Orten der Umgebung vor, während Theodor in der Werkstatt anleitete und zupackte, wo es notwendig war.

Theodor, untersetzt, doch nicht so stämmig wie sein Vater, dafür ruhiger und freundlicher, führte Ottmar in die Werkstatt ein. Bei den Turmuhren begann er. Ottmar lernte erst einmal die Gesellen kennen: David, Karl und Jonas und schließlich in der Kleinuhren-Werkstatt den Altgesellen Valentin, einen etwa fünfzigjährigen Mann, hager und mit einem gewaltigen Schnauzbart.

„Bei Valentin wirst du zunächst bleiben, voraussichtlich zwei Jahre wie jeder Lehrling, dann kommst du zu den Turmuhren. So erlernst du unser Handwerk am besten. Am Schluß mußt du nicht nur eine Uhr zusammenbauen können, du mußt auch die feinste Feder drehen und härten, Bestandteile von Metalllegierungen* auf das exakteste zusammensetzen, feinste Zähne ausschneiden, Stifte und Achsen anfertigen, Edelsteine bohren können und vieles andere mehr. Du wirst sehen, Uhrmacher ist ein schöner Beruf, nicht viele andere verlangen ein solches Geschick, eine solche Genauigkeit wie dieser.“

Theodor zeigte ihm noch das Materiallager, das sich jenseits des Flures neben dem Kontor befand. Auf langen Gestellen

* Metallmischungen

und in unzähligen Kästen lagen Uhrenteile in rohem Zustand; sie wurden aus mehreren Fabriken bezogen und erst in der Werkstatt gebrauchsfertig zugerichtet.

„Ausbilden werde ich dich“, erklärte Theodor zum Schluß, „aber Valentin wird mir in manchem die Arbeit abnehmen. Er ist der beste Feinarbeiter in der Werkstatt, zwar streng und ein wenig mürrisch, aber gerecht. Schau ihm erst mal still bei der Arbeit zu. Am Nachmittag kümmere ich mich um dich. Und schreibe noch heute deinen Eltern. Deine Briefe kannst du immer ins Kontor geben, sie werden von Wilhelmine mit unserer Post besorgt.“

Valentin war gerade mit dem Justieren einer reparierten Taschenuhr beschäftigt. Er kümmerte sich zunächst nicht um Ottmar, der neben ihm stand und jeden seiner Handgriffe aufmerksam verfolgte. Plötzlich fragte er, ohne aufzublicken: „Du verstehst auch schon was von Uhren, habe ich gehört, wie?“

„Ja, Herr...“

„Valentin und Sie!“ unterbrach ihn der Geselle. „Herr ist bei uns nur der Chef und manchmal auch der Theodor. Und nun zähle mir doch mal die Teile einer Uhr auf, von einer, wie ich sie hier habe.“

Ottmar tat es, und er brauchte dabei nicht viel zu überlegen.

„Hmhm!“ machte Valentin. „Nun setz dich mal dort an den Tisch, ich bin gleich fertig.“

Im Gleichmaß einer strengen Ordnung gingen die ersten Monate dahin. Am Anfang war Ottmar verwirrt von den vielen Eindrücken und Anforderungen. Er erkannte bald, daß das, was er an technischen Vorkenntnissen von zu Hause mitgebracht hatte, Stümperei war gegen das, was notwendig war, um ein guter Uhrmacher zu werden. Manchmal bedrückte es ihn, daß Theodor und Valentin seine ersten Zahnrädchen und Stifte verwarfen, weil sie unsauber im Schnitt und nicht maßgerecht waren, daß sie seine ersten Federn als „schiefe Schnecken“ bezeichneten, daß sie über seine Polierarbeiten den Kopf

schüttelten. Selbst das Reinigen verharzter Uhrenteile, das er zu Hause viele Male vorgenommen hatte, fiel nicht zu ihrer Zufriedenheit aus.

Ottmar sprach oft mit Josef darüber. Dieser winkte lachend ab: „Im ersten Lehrjahr ist das nun mal so, daran mußt du dich gewöhnen. Bei mir war es noch schlimmer. Ich konnte nicht mal richtig die Werkstatt fegen, habe oft mehr als eine Stunde nach Arbeitsschluß dazu gebraucht. Manchmal war's Schikane, denke ich. Doch damit zwickt Theodor dich nicht, bei dir geht alles glatt.“

Dazu kam, daß die Eltern nur wenig schrieben, und wenn ein Brief eintraf, enthielt er meist nur Ermahnungen, brav und fleißig zu sein und alles zu tun, was der Onkel wünsche. Ottmar müsse ja dankbar sein, daß er sich seiner angenommen habe. Nein, einen Halt hatte er nicht an diesen Briefen. Wären Wilhelmine und Anna nicht so freundlich und fürsorglich gewesen, hätte Josef ihn nicht immer wieder aufgemuntert, wäre es ihm schwer geworden im Hause des Onkels.

Nach einem halben Jahr erntete Ottmar endlich das erste Lob. Nach Arbeitsschluß, auf seiner Stube, hatte er sich mit einer reparaturbedürftigen Tischuhr beschäftigt. Das Werk versagte den Dienst. Ottmar untersuchte es. In kurzer Zeit hatte er es in Ordnung gebracht.

„Gib aber damit nicht an!“ warnte Josef. „Das sehen manche nicht gern.“

Ottmar gab auch nicht damit an. Er stellte die Uhr einfach an ihren alten Platz zurück. Links neben Valentins Arbeitstisch stand ein Regal, in dem sich die zu reparierenden Uhren befanden, rechts ein Regal, wo die reparierten Uhren darauf warteten, von den Kunden abgeholt zu werden. Von dorthier tickte es ständig in großer Vielfalt.

Wie gewöhnlich setzte sich Valentin nach einem brummigen „Morgen!“ gleich an seinen Arbeitstisch. Verstohlen beobachtete ihn Ottmar. Der Geselle zog die Schublade auf und holte sein Werkzeug hervor. Bedächtig legte er ein Stück nach dem



anderen auf die Glasplatte des Tisches. Plötzlich hielt er inne, lauschte. Langsam wandte er den Kopf dem Regal linker Hand zu. Dann erhob er sich. Schnell hatte er die tickende Uhr entdeckt, ergriff sie, schüttelte sie leicht. Schnaufend stellte er sie in das Regal zurück. „Du?“ fragte er nur.

„Ja. Der Sperrkegel war blockiert, das Werk verschmutzt.“

„Hmhm!“ brummte Valentin. „Wir lassen sie noch eine Woche stehen. Geht sie dann noch pünktlich, gilt sie als repariert.“

Die Uhr ging nach einer Woche noch pünktlich, Valentin sagte:

„Kannst deinen Namen auf den Reparaturzettel schreiben.“

Als Theodor eintrat, deutete Valentin auf die Uhr und dann auf Ottmar.

„Soso“, sagte der junge Meister, nachdem er sich die Uhr angeschaut hatte. „Sie scheint ja in Ordnung zu sein.“ Und er gab dem Lehrling einen leichten Klaps auf die Schulter. Das war das höchste Lob, das Ottmar erwarten konnte. Am Abend sagte er zu Josef: „Jetzt habe ich endlich Boden unter den Füßen.“

Auf eine andere Weise bekam auch Josef „Boden unter die Füße“, aber dieser Boden war schwankend, wie sich bald herausstellen sollte. Bei seiner Gesellenprüfung schnitt er im Theoretischen mit „gut“, im Praktischen mit „sehr gut“ ab. Sein Gesellenstück war die Instandsetzung einer großen, innen und außen stark reparaturbedürftigen Standuhr.

Da die „frischgebackenen“ Gesellen allgemein mittellos waren, blieb es den Gratulanten — den Meistern und Gesellen — gegenüber zumeist bei einem „Dankeschön!“ Hatte ein Lehrling gut abgeschnitten, zeigte sich jedoch Louis Hahl großzügig: Er spendierte nicht nur jedem ein Maß Bier, er ehrte auch den jungen Gesellen, der zu seinem Haushalt gehörte, am Prüfungstag beim Abendbrot durch besondere Aufmerksamkeit. So war es auch in diesem Fall. Josef durfte sich neben den Meister setzen, es gab ausnahmsweise ein Glas Wein, und Anna brachte auf Wilhelmines Anweisung hin kalten Braten auf den Tisch. Der Meister hielt eine kurze Ansprache, in der er den Fleiß und das Können Josefs lobte und ihm ein weiteres gutes Fortkommen im Beruf wünschte.

Josef bekam einen roten Kopf. Er öffnete den Mund, als wolle er etwas sagen, doch dann blickte er nur starr vor sich hin. Es schien, als sei er ob des ungewohnten Lobes verlegen.

„Laß nur — laß nur!“ meinte Louis Hahl, und er klopfte Josef leutselig auf die Schulter. „Wir nehmen deinen guten Willen als ‚Dankeschön‘.“

Nach dem Abendessen unternahmen Josef und Ottmar noch einen Spaziergang am Ufer der Enz. Einige Zeit gingen sie stumm nebeneinanderher.

„Wer fegt denn nun bei den Turmuhren und macht die Laufarbeit?“ nahm Ottmar schließlich das Gespräch auf. „Du bist doch nun Geselle.“

Josef winkte leicht ab. „Ach! Ist kein Lehrling da, macht's eben der jüngste Geselle, und der bin ich.“

„Soll ich dir helfen? Mir macht's nichts aus.“

„Aber dem Valentin. Du weißt doch, wie der ist. Nein, laß es nur. Die paar Monate . . .“

Ottmar blieb stehen. „Wieso: die paar Monate?“ fragte er überrascht.

„Na ja, einmal mußt du es ja doch erfahren. Versprich mir aber, mit niemandem darüber zu reden. — Ich will fort!“

„Fort? Aber warum denn? Du hast es doch gut hier.“

„Gut? Vier Jahre nur gegen Kost und Logis und ein Taschengeld von fünf Groschen in der Woche gearbeitet — das nennst du gut? Dabei sitzt der Alte auf einem prallen Geldsack. Und in all den Jahren immer der erhobene Zeigefinger: Du hast das Maul zu halten, wir haben dich aus dem Waisenhaus geholt und erst aus dir einen Menschen gemacht. Und für den Gesellen bietet er mir zwei Taler in der Woche, abzüglich Kost und Logis. Ist das vielleicht in Ordnung? Schöne Worte von Fleiß und Können und gutem Fortkommen vorhin — mir ist übel geworden, ich hätte schreien mögen. Gibt es da vielleicht ein gutes Fortkommen, wenn man nichts hat, niemand, an den man sich halten kann? Ich habe es satt hier, gründlich satt.“

Ottmar war erschüttert, noch nie hatte Josef so zu ihm gesprochen, im Gegenteil, er hatte ihn immer aufgerüttelt, wenn er den Mut zu verlieren drohte. „Aber wohin willst du denn?“ fragte er zögernd. „Woanders ist es doch sicher nicht viel besser.“

„Auswandern!“

„Aus...? Ja, aber wohin denn?“

„Dahin, wo alle hingehen, die es bei uns satt haben. — nach Amerika. Des Meisters Ältester, dein Vetter August, ist ja auch vor mehreren Jahren nach drüben ausgewandert. Der hatte es

hier auch satt. Jetzt soll er in Washington eine große feinmechanische Werkstatt haben.“

„Das weiß ich. Wilhelmine hat mir ein paar seiner Briefe zu lesen gegeben. Aber wieso hatte er es denn hier satt? Er hat sich doch friedlich von der Familie getrennt.“

Da lachte Josef hart auf. „Dann weißt du nicht alles. Ich hab' es ja nicht miterlebt, aber der David erzählte es mir. Der Alte war nur friedlich und hat ihm nur deshalb nichts in den Weg gelegt, weil drei Meister in der Werkstatt zuviel gewesen wären und Theodor sein Lieblingssohn war, den er gern zum Meister machen wollte. Stelle dir vor: August Geselle unter seinem jüngeren Bruder! Das wäre doch im Leben nichts geworden. Da ist er eben gegangen — friedlich. Darüber wird freilich in der Familie nicht gesprochen.“

Sie gingen den Weg am Ufer der Enz wieder zurück. Ottmar war bedrückt, verwirrt. Was er soeben über August Hahl gehört hatte, berührte ihn nicht so sehr wie Josefs Vorsatz. Sie waren Freunde geworden. Und nun sollte diese Freundschaft auseinandergehen. Die Gründe — ja, sie waren zu verstehen. Dennoch!

„Muß man deswegen denn gleich auswandern?“ gab er nach einiger Zeit zu bedenken. „Das kostet viel Geld und ist eine unsichere Sache. Du bist ein guter Arbeiter, das hat dir doch mein Onkel selbst bescheinigt. Du brauchst nicht einmal auf Wanderschaft zu gehen, findest sicher schon eine Stellung bei einem Uhrmacher in der Nähe. Überleg es dir noch einmal!“

„Ach geh! Vorhin hast du selbst gesagt, daß es woanders sicher nicht besser ist. Und damit hast du recht. Ein armes Luder wie mich scheren sie doch überall. Du hast's vielleicht mal besser, wirst die Schule schaffen, weil du klüger bist als ich. Und mit dir kann der Alte ja doch nicht so umspringen wie mit mir, du bist nun mal sein Neffe.“

Noch einmal machte Ottmar einen Einwand: „Und das Geld für die Überfahrt? Das kannst du doch gar nicht schaffen.“

Grimmig entgegnete Josef: „Und wenn ich mich als Kohlen-

schipper auf einen Dampfer verdinge — nur erst mal raus aus diesem Mief! Hier erstickte ich. — Aber daß du mit niemandem darüber redest!“

Ottmar versprach es, aber es war ihm nicht wohl dabei.

Schwere Zeiten

Durch das Land ging, von den Zeitungen genährt, das Gerede von Zwistigkeiten zwischen Preußen und Frankreich. Sogar Drohungen gab es, „dem Franzmann die Jacke vollzuhauen“, wenn er sich weiter gegen Preußens Politik und die der verbündeten deutschen Fürstentümer stelle. Das Gerede brachte Unruhe in die Familien, und auch im Haus von Louis Hahl war man bedrückt. Eine Ausnahme machte der Meister selbst. „Ach was, Krieg!“ sagte er, die Sache mit einer leichten Handbewegung abtuend. „Das ist alles leeres Geschwätz! Die Preußen und die Franzosen haben sich schon immer gerieben, aber mehr als die Faust zeigten sie sich nie. Was geht das auch uns an! Wir sind keine Preußen und keine Franzosen. Ich will davon nichts mehr hören.“ Er verbat es sich auch, daß in der Werkstatt darüber gesprochen werde, es behindere die Arbeit. Zu jener Zeit gab es für Ottmar zwei Ereignisse von besonderer Bedeutung: Er wechselte auf des Onkels Geheiß aus der Werkstatt der Kleinuhren zu den Turmuhren über, und er meldete sich in der Sonntagsschule an.

Die Aufnahmeprüfung, die von Ingenieur Hansmann abgenommen wurde, bestand er ohne besondere Schwierigkeit. „Das habe ich auch gar nicht anders erwartet“, sagte Louis Hahl und fügte selbstgefällig hinzu: „Wer aus meiner Werkstatt dorthin ging, hat es immer geschafft.“

Das stimmte zwar nicht ganz, wie Ottmar von Josef wußte, aber er widersprach nicht, auch Josefs wegen nicht.

Bei den Turmuhren hatte Ottmar neben dem Meister Theodor noch einen guten Lehrgesellen. Es war Daniel, ein langer,



dünnere Schwabe, gutmütig, nicht so brummig wie Valentin. „Wenn du nicht unterwegs bist, wirst du erst mit reparieren, dann kommst du zum Neubau“, kündigte er an. „Die Arbeit ist hier schwerer als bei den Kleinuhren, da brauchst du Forsche, aber nicht weniger Gefühl. Hier richten wir vor allem Ersatzteile her, die dann in den Uhren draußen an Ort und Stelle eingebaut werden.“ Und anschließend erklärte er ihm noch die Handgriffe an den Maschinen — an der Drehbank, der Bohrmaschine, der Poliermaschine und an mancher anderen. Vieles war Ottmar schon bekannt, doch willig und aufmerksam nahm er die Belehrungen auf.

Es wurde für ihn eine unruhige, anstrengende Zeit. In der Woche zweimal, auch dreimal mußte er mit Louis Hahl, oft in Begleitung eines Gesellen, in die Umgebung wandern. Lagen die Orte weiter entfernt oder waren schwere Ersatzteile zu transportieren, wurde ein Lohnfuhrwerk benutzt. Nicht nur Reparaturarbeiten gab es, auch Pflegearbeiten an Turmuhren und Rathausuhren, für die der Meister mit den Gemeinden in Vertrag stand, mußten erledigt werden: Nachprüfung, Reini-

gung, das Auswechseln noch intakter, aber doch schon verschleißender Teile. Die Werkzeugtasche, die Ottmar als Lehrling zu tragen hatte, war schwer, und oft kamen sie erst spät am Abend nach Hause. Dazu forderte die Sonntagsschule viel Kraft. Mit Technischem Zeichnen und Mathematik hatte er dort angefangen. Und hierbei konnte ihm Josef nicht helfen.

Der Unterricht ging abwechselnd am Samstagabend und Sonntagvormittag vor sich. Achtzehn Schüler aus mehreren Berufen, davon einige aus Orten der Umgebung, fanden sich in zwei Klassen zusammen. In einer Klasse lehrte Ingenieur Hansmann Technisches Zeichnen und Mathematik, in der anderen gaben ein Handwerksmeister und ein Lehrer Allgemeine Werkkunde und Deutsch. Die Schüler, ausnahmslos Lehrlinge, brauchten für den Unterricht nichts zu bezahlen, die Kosten wurden von den Handwerksinnungen getragen.

Wieder einmal war der Unterricht, diesmal am Samstagsabend, zu Ende gegangen; die Uhr hatte zehn geschlagen. Langsam zerstreuten sich die Schüler in der Dunkelheit. Wie immer begab sich Ottmar gleich nach Hause, um Anna, die erst zu Bett ging, wenn alle sich im Haus befanden, nicht unnütz warten zu lassen.

„Immer pünktlich, wie es sich für ordentliche junge Menschen gehört!“ lobte sie, als sie Ottmar eingelassen hatte. Noch einmal blickte sie zur Tür hinaus. „Aber wo ist denn Josef?“

„Josef?“ fragte Ottmar erstaunt zurück. „Na, der liegt doch sicher längst in der Falle.“

„Leider nicht! Vor einer guten Stunde sagte er mir, er wolle noch ein bisschen spazieren gehen und dich dann abholen.“

„Er hat mich aber nicht...“ Ottmar verstummte, ihm schwante nichts Gutes. „Warten Sie hier, Anna!“ stieß er hervor und eilte, eine Lampe von der Flurwand nehmend, die Treppen hinauf in seine Stube. „Josef!“ rief er, kaum daß er die Tür aufgerissen hatte.

Josefs Bett war leer, der große Pappkarton, der sonst auf dem Schrank stand, verschwunden, ebenso die wenige Wäsche im



Kommodenfach, der Anzug im Schrank; nur das, was Theodor ihm an abgelegten Kleidungsstücken geschenkt hatte, hing noch da. Dafür lag ein Zettel auf dem Tisch, und darauf stand: „Lieber Ottmar! Ich habe hier Schluß gemacht, Du weißt, warum. Sage es ruhig dem Meister. Und nimm es mir nicht übel, daß ich mich heimlich davongemacht habe. Du hättest sonst an mir herumgeredet, und es wäre vielleicht zwischen uns zum Streit gekommen. So ist es besser. Der Meister braucht nicht nach mir suchen zu lassen, mich wird niemand finden. Lebe wohl! Josef.“

In der Tür stand Anna. Stumm reichte Ottmar ihr den Zettel. Eine Aufregung wie an diesem Abend hatte es lange nicht im Haus gegeben. Louis Hahl tobte. „So ein Dreckskerl — so ein Dreckskerl! Aus dem Nichts hab' ich ihn gezogen, nicht mal Lehrgeld hab' ich von ihm verlangt, hab' ihm noch Taschengeld gegeben. Und das ist der Dank — das ist der Dank!“ Dann packte er Ottmar an den Armen und schrie ihn an: „Und warum hast du mir nicht damals schon etwas davon gesagt, he? Das wäre deine Pflicht gewesen!“

„Ich habe ihm versprechen müssen, daß ich nicht darüber rede“, entgegnete Ottmar ruhig. „Außerdem habe ich es nicht mehr ernst genommen, weil er nicht mehr davon gesprochen hat.“

„Versprechen müssen — nicht mehr ernst genommen! Du gehörst zur Familie, und ich habe dich deinen Eltern zu Gefallen in die Lehre genommen. Das verpflichtet dich, verstehst du? Das verpflichtet dich auch, mir alles zu sagen, was an dummem Zeug in der Werkstatt geredet und getan wird.“

Theodor versuchte seinen Vater zu beruhigen. „Der kommt ja doch bald wieder zurück. Er hat sein Gesellenbuch noch hier, ohne das nimmt ihn kein ordentlicher Meister auf. Und auswandern? Lächerlich! Dazu gehört immerhin Geld, viel mehr, als er sich erspart haben kann.“

„Dann schmeiße ich ihn raus — mit allem Drum und Dran!“ schrie Louis Hahl. „Solche — solche Rebellen kann ich in meinem Hause nicht brauchen.“

Als Ottmar das Zimmer verließ, eilte Wilhelmine ihm nach. Tröstend, fast bittend sagte sie: „Du darfst Vater nicht übelnehmen, daß er dich so anfuhr. Er hat es nicht so gemeint, bloß im Ärger ist ihm das entfahren. Ich kenne ihn doch. Was Josef getan hat, ist freilich nicht richtig. Einfach davonzulaufen! Wäre er doch wenigstens ordentlich auf Wanderschaft gegangen!“

„Schon gut, Wilhelmine“, sagte Ottmar nur.

Lange lag er wach. Wild jagten seine Gedanken durcheinander. Josefs Flucht, des Onkels harte Worte schmerzten ihn. Langsam nur begann er Verständnis zu finden für Josefs überstürzten Fortgang. Es waren ja Ausweglosigkeit und Verbitterung, die den Freund fortgetrieben hatten, und da wären sicher alle guten Worte nutzlos gewesen. Vielleicht hätte es dann wirklich Streit zwischen ihnen gegeben.

Und es begann sich in ihm noch etwas anderes zu regen: ein Aufbegehren gegen Louis Hahl, ein Zorn gegen dessen selbstherrliche, demütigende Art, die den Freund fortgetrieben hatte.

Auch ihm selbst gegenüber hatte sich ja der Onkel in dieser Weise offenbart: Du bist von mir großherzig aufgenommen worden, dafür mußt du mir nach meinem Willen dienen. Darauf gingen doch letzten Endes seine Worte hinaus. Ottmar war es, als presse eine Klammer seine Brust zusammen.

Es wurde eine unruhige Nacht. Im Halbschlaf zerrte eine Vorstellung an ihm: Heraus aus dieser Enge — fort — fort!

Auch in der Werkstatt gab es Aufregung, als die Gesellen von Josefs Flucht erfuhren. Auf seines Vaters Geheiß berichtete es ihnen Theodor, freilich in knapper Form, ohne die Gründe Josefs zu nennen. „Wir wollen aber, daß darüber nicht groß gesprochen wird“, erklärte er. „Josef ist für uns ein erledigtes Kapitel.“

Kaum hatte er jedoch einmal die Werkstatt verlassen, bedrängten die Gesellen Ottmar. Er müsse doch über die Gründe etwas wissen, sie seien doch Freunde gewesen und hätten sicher darüber gesprochen.

Ottmar hielt sich zurück. „Ich kann nicht mehr sagen als Theodor“, war seine Antwort.

„Kann — kann!“ ereiferte sich Karl, der jüngste Geselle. „Du könntest schon, aber du mußt das Maul halten, wie? Na, ich kann es mir schon denken: Beim Josef ist's übergelaufen, und das ist auch kein Wunder.“

Daniel meinte nachdenklich: „So oder so — eine Gemeinheit ist's allemal. Weit kommt er bestimmt nicht.“

Weil sie vom Flur her Schritte hörten, gingen sie schnell auseinander.

Doch die Sache mit Josef wurde rascher in den Hintergrund gedrängt, als es selbst Louis Hahl vermutete. Es geschah etwas, was seinem Standpunkt „Wir sind keine Preußen und keine Franzosen — was gehen uns ihre Streitigkeiten an“ einen argen Stoß versetzte: Am 15. Juli — es war das Jahr 1870 — befahl der preußische König die Mobilmachung der gesamten norddeutschen Armee gegen Frankreich, die süddeutschen Län-

der folgten rasch: am 16. Juli Bayern und Baden, am 17. Juli Württemberg. Frankreich antwortete am 19. Juli mit der Kriegserklärung an Preußen.

Unentwegte, die dem „Franzmann“, dem „Erbfeind“, schon immer gern die „Hosen verklopft“ sehen wollten, jubelten, riefen „Hurra!“, andere blickten bedrückt in die Zukunft, und wieder andere wußten noch nicht recht, wie sie das Geschehen betrachten sollten.

Meister Louis schüttelte es bald tüchtig aus seiner Gleichgültigkeit, er spürte, daß der Krieg ihn doch etwas anging, ob er wollte oder nicht.

„Ich werde ruiniert — ich werde ruiniert“, jammerte er eines Tages beim Mittagessen. „Den Karl haben sie eingezogen, der Jonas kommt übermorgen dran, und hier — seht euch das an!“ Er holte aus der Innentasche seines Jacketts einige Briefe hervor und warf sie auf den Tisch. „Wieder Abbestellungen, Aufkündigungen und Absagen! Zwölf habe ich nun schon bekommen! Und dazu die Kriegssteuern! Das hält doch keine Werkstatt aus!“

„Wir müssen uns eben verkleinern“, schlug Theodor vor, „vielleicht...“

„Verkleinern — verkleinern!“ fuhr der Vater heftig dazwischen. „Wir verkleinern uns doch schon von allein, und wenn ich dich nicht vom Militär loseise ...“ Er brach den Satz ab, blickte erschrocken zu Ottmar hin. Zu spät hatte er daran gedacht, daß das ein Geheimnis zwischen ihm und Theodor sein sollte.

Ottmar tat, als habe er es nicht verstanden. Ihm drängte sich jedoch die Frage auf, wieviel ein solches „Loseisen“ wohl kosten würde. Arme Luder wie der Karl und der Jonas hätten es sicher nicht zusammenbringen können.

Noch mehr kam ihm in diesen Tagen in den Sinn. Was würde wohl aus ihm und seinen Plänen werden, wenn er erst ausgelernt hatte? Was erwartete ihn hier, wo man von Ruin und Verkleinern sprach? Was woanders, wo doch der Krieg über-

all seine Spuren hinterließ? Wieder nach Hause, nach Ensingen? Er verwarf schnell diesen Gedanken. Nein, dort fand er keine Möglichkeiten, die Familie gab ihm keinen Halt. In den wenigen Briefen stand meist nur Jammer über die schlechten Zeiten, dazu immer wieder die Ermahnungen zu Fleiß und Dankbarkeit gegenüber dem Onkel. Sie meinten es sicher gut, doch was sollte er damit beginnen? Ach, wie ausweglos war das alles!

Die preußischen Heere und die ihrer Verbündeten errangen inzwischen Sieg um Sieg, die Franzosen ergaben sich, und am Ende stand der Friedensvertrag von Frankfurt am Main, abgeschlossen am 10. Mai 1871.

Louis Hahl und Ottmar erfuhren von der Niederlage der Franzosen, als sie wieder einmal unterwegs waren, um in einem Nachbardorf die Kirchturmuhre zu reinigen. Sie befanden sich immer seltener „auf Tour“, und die Werkzeugtasche hatte zu meist nur ein geringes Gewicht, seit die Gemeinden und Kirchenvorstände sich mit Reparaturarbeiten zurückhielten und ein Auftrag auf Neubau eines Uhrwerkes kaum noch einging. Der Kirchner des Ortes wohnte in der Nähe der Kirche. Als Hahl am frühen Vormittag bei ihm anklopfte und den Schlüssel zum Turm verlangte, winkte er lachend ab. „Heute wird nicht gereinigt, Meister, heute wird geläutet, das ist von oben angeordnet. Der Franzmann ist kaputt, hat kapituliert!“

Auf Hahls von Sorge gezeichnetem Gesicht wurde es hell. „Kapituliert?“ stieß er hervor. „Wirklich kapituliert? Na, da wird wohl bald alles wieder besser.“

Sie machten sich sofort auf den Weg nach Hause. „Nun wird es endlich bald besser, Bub“, wiederholte Hahl unaufhörlich. „Bestimmt, wir werden uns wieder vergrößern. Hoffentlich kommen der Karl und der Jonas bald zurück.“

„Du hast vergessen, das Wegegeld beim Kirchner zu berechnen, Meister“, erinnerte ihn Ottmar, ohne auf seine Prophezeiung einzugehen.

„Ach, das ist doch jetzt egal! Darauf können wir ausnahmsweise mal verzichten.“

Und doch hatte sich Louis Hahl wieder einmal verrechnet. Es kam das deutsche Kaiserreich nach Bismarcks Willen und Plan. Es kam der Friedensvertrag mit Frankreich. Es kam der „Anschluß“ von Elsaß und Lothringen an das Deutsche Reich. Und es flossen die ersten Millionen Franken „Kriegsentschädigung“ — die ersten von insgesamt fünf Milliarden — aus Frankreich ins neue Kaiserreich.

Es kam aber nicht, was Hahl und viele andere auch für sich erhofft hatten: der wirtschaftliche Aufschwung auch für die kleinen Gewerbetreibenden, der von den Zeitungen immer wieder vorausgesagt worden war. Die französischen Millionen blieben in den Händen der Bankherren, Großunternehmer, Großgrundbesitzer und Grundstücksspekulanten; für sie freilich war die „goldene Zeit“ gekommen. Jene, die schon die Hauptlast des Krieges tragen mußten, die Arbeiter, Handwerker, kleinen Bauern und kleinen Fabrikanten, hatten kaum Anteil daran, im Gegenteil, sie lebten weiter in wirtschaftlicher Unsicherheit.

Auch Karl und Jonas kamen nicht zurück, der Meister hätte sie auch gar nicht mehr brauchen können. Dafür traf etwas anderes ein.

Ottmar befand sich gerade bei Theodor und Valentin in der Kleinuhren-Werkstatt, um eine Zange auszuleihen, da trat Wilhelmine ein. Ihr Gesicht war bleich. In der Hand hielt sie einen Brief. „Komm doch mal her, Daniel!“ rief sie durch die offene Tür in die Turmuhren-Werkstatt. Ihre Stimme zitterte. Als der Geselle sich eingefunden hatte, sagte sie: „Josef ist tot.“ Die Männer starrten sie an. „Tot?“ stieß Ottmar heiser hervor. „Tot?“

„Die Post hat soeben diesen Brief gebracht, er kommt von einem Armenspital in Hannover. Da, lest!“

Theodor ergriff das Schreiben, die anderen traten rasch heran. Und sie lasen:

„Wir haben die traurige Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß der Landarbeiter Josef Kainert seinen schweren Kriegsverletzungen erlegen ist. Das Spital hatte ihn aus einem Lazarett nach dessen Auflösung übernommen. In seinem Nachlaß, der nur von sehr geringem Wert ist — er besteht aus wenigen stark abgetragenen Kleidungsstücken —, fanden wir Ihre Adresse. Deshalb benachrichtigen wir Sie. Der Verstorbene mußte aus zwingenden Gründen sofort beigesetzt werden.“

Valentin schnaufte und setzte sich gleich wieder.

„Du liebe Zeit — du liebe Zeit!“ stammelte Daniel. „Und er wollte auswandern! — — Landarbeiter!“

„Tja“, seufzte Theodor, den Brief an Wilhelmine zurückgebend. „Wahrscheinlich reichte das Geld nicht, und er hatte sich als Knecht bei einem Bauern verdingt. Und da erwischte ihn der Krieg.“ Lauter als nötig fügte er hinzu: „Warum ist er denn nur nicht hiergeblieben, hier hatte er es doch gut.“

Da knurrte Valentin: „Der Karl und der Jonas sind auch hiergeblieben, und der verdammte Krieg hat sie trotzdem erwischt.“

Ottmar war still zur Seite getreten. Ihm hatte es die Kehle zugeschnürt. Gedankenleer starrte er aus dem Fenster.

Es wurde an diesem Tag nicht mehr viel mit der Arbeit in der Werkstatt.

Der einzige Weg

Louis Hahls Sorgen waren ins Unerträgliche gewachsen. Noch immer gingen aus den Gemeinden kaum Aufträge ein — eine Folge der anhaltenden wirtschaftlichen Unsicherheit. Der Meister war gereizt, unnahbar. Spät am Abend noch saß er an seinem Schreibtisch und rechnete. Wilhelmine hatte er längst aus dem Kontor weggeschickt. Das „bißchen Zeug“, das noch anfallt, könne er auch allein erledigen, hatte er gemeint. Sie

solle sich um den Haushalt kümmern. Wenn es so weitergehe, müsse sie sowieso alles selber machen, ein Dienstmädchen könne man sich dann nicht mehr leisten.

Er rechnete sich aus, wie lange er es wohl noch durchhalten könne, ohne seine Ersparnisse angreifen zu müssen. Notwendigerweise ergab sich daraus eine weitere Rechnung, und diese sah so aus: Um die vorliegenden Aufträge zu erledigen, brauchte er nicht einen Meister, zwei Gesellen und einen Lehrling. Und schon gar nicht konnte er es sich leisten, wie er meinte, einen Lehrling nach dem Auslernen als Gesellen zu behalten. Ihn bedrückte es ohnehin schon, Ottmar mit Beginn des vierten Lehrjahres einen Taler Lohn pro Woche zugesagt zu haben. Wilhelmine hatte ihn dazu überredet, weil doch Ottmar so geschickt sei und längst Gesellenarbeit verrichte. Aus diesem Taler würden dann zwei werden oder gar drei. Das konnte seine Werkstatt nicht mehr tragen.

Bei dieser Schlußfolgerung war ihm freilich nicht sehr wohl. Er müßte Ottmar entlassen. Dieser war aber sein Neffe, na ja, sein Stiefneffe, aber immerhin . . . Staub würde es schon aufwirbeln in der Familie, und mit seiner Schwester in Ensingen, der Schulmeisterin, war nicht gut Kirschen essen, vor ihr hatte er von jeher großen Respekt. Hahl seufzte. Es blieb ihm wohl nichts anderes übrig, als auf Daniel oder Valentin zu verzichten, wenn Ottmar nach der Lehrzeit sein Gesellenrecht geltend machen würde — es sei denn, Ottmar ginge von sich aus fort. An diesen Gedanken klammerte sich schließlich der Meister, er erschien ihm als die beste Lösung.

Louis Hahl sprach nicht offen darüber, doch Ottmar brauchte nicht viel Scharfsinn, um des Onkels Gedanken zu erraten, die wiederkehrenden Bemerkungen an den Zahltagen sagten ihm genug: „Das erstmal in meinem Leben gebe ich einem Lehrling Lohn. Wenn du es nicht wärst . . .“ oder: „Wie lange ich alles noch halten kann, weiß ich nicht“, oder schließlich und deutlicher: „Wenn du nach dem Auslernen auf Wanderschaft gehst, vergiß nie, daß ich immer großzügig zu dir war.“

Bis zum Überdruß mußte der Neffe dieses „Wenn du es nicht wärst...“ hören, immer deutlicher wurden die Hinweise auf die Wanderschaft.

Mehr und mehr drängte es Ottmar, diese bedrückende, zermürbende Enge zu verlassen. Auf seiner Stube, wenn er die Arbeiten für die Sonntagsschule erledigt hatte, dachte er nach, suchte er einen Weg. Josefs Schicksal stand warnend vor seinen Augen. Er wollte gewiß nicht so unüberlegt handeln wie der Freund, wollte nicht das bisher Erreichte aufs Spiel setzen. Doch er wußte auch, daß es für ihn aussichtslos war, seine Zukunftspläne in solcher Umgebung zu verwirklichen. Die Verhältnisse in der Werkstatt des Onkels, in der ganzen Stadt waren doch nur ein Abbild dessen, was überall im Land geschah.

Ottmar sah schließlich nur einen Weg, und er entschloß sich, ihn zu gehen. Es war jener Weg, von dem Josef einmal, ein einziges Mal, gesprochen hatte, auf dem er aber geseheitert war. An einem Sonntag, einem schönen Herbsttag, setzte sich Ottmar in seiner Stube an den Tisch und schrieb zwei Briefe, von denen der eine einen sehr langen Weg nahm.

Es bot sich bald Gelegenheit, mit der Familie des Onkels darüber zu sprechen. Wieder einmal, als sie am Abend zusammensaßen, jammerte Louis Hahl über die schlechten Zeiten, wieder einmal sprach er von „Verkleinern“ der Werkstatt. Diesmal wurde er deutlich: „So leid es mir tut, ich werde wohl den Daniel entlassen müssen. Ich weiß, einen Gesellen wie ihn bekomme ich nie wieder, aber die Werkstatt trägt's wirklich nicht mehr lange.“

Noch ehe die anderen etwas dazu sagen konnten, fragte Ottmar: „Könntest du Daniel nicht behalten, wenn ich gehen würde? Ich meine, nach Ende der Lehrzeit und der Sonntagsschule. Das sind ja nur noch ein paar Monate.“

„Du?“ entfuhr es Wilhelmine erschrocken. „Gleich nach Beendigung der Lehrzeit? Ja, aber wo willst du denn anfangen?“



Der Onkel und Theodor schauten Ottmar zwar verwundert an, doch den überraschte es nicht, daß Louis Hahl sehr schnell und ruhig darauf einging: „Ich kann dich natürlich nicht halten, so wie die Verhältnisse liegen, verstehe ich dich sogar. Du willst also dann gleich auf Wanderschaft gehen?“

„Nein, nicht wandern. Auswandern will ich — zu August nach Washington.“

Sie starrten ihn an, als habe er etwas Unerhörtes gesagt, und sogar Louis Hahl riß erschrocken die Augen auf. „Auswandern? Zu August? Ja, aber — aber...“

„Ich habe mir alles reiflich überlegt“, fiel Ottmar dem Onkel ins Wort. „Hier kann ich nicht bleiben, das wißt ihr doch selbst. Und wo soll ich bei diesen Verhältnissen unterkommen? August hat drüben eine Mechanische Fabrik, und sein Geschäft geht gut. Das hat er ja geschrieben, nicht wahr? Darum habe ich bei ihm angefragt, ob er mich nach Beendigung meiner

Lehrzeit brauchen könne, auch ob er mir das Geld für die Überfahrt vorschießen wolle, das ich dann bei ihm abarbeiten würde. Mein Lehrzeugnis und das Zeugnis der Schule würde ich nachschicken. Auch an die Eltern habe ich geschrieben. Sie können mir ja nicht helfen, aber die Zustimmung des Vaters brauche ich, und nur darum habe ich ihn gebeten.“

Die anderen blickten sich ratlos an. Schließlich stieß Theodor hervor: „Auswandern — zu August! — Und wenn er nun nein sagt? Wenn es nicht klappt?“

„Ich hoffe, daß es klappt. August hat euch doch einmal geschrieben, daß er junge Deutsche gern beschäftigt.“ Ottmar hatte es so bestimmt gesagt, daß Theodor nur stumm die Schultern zuckte.

Louis Hahl äußerte keine Bedenken, er knurrte nur: „Und das alles ohne mein Wissen, über meinen Kopf hinweg! Das müßte ich dir eigentlich schwarz ankreiden.“

Da fragte Ottmar: „Hättest du mir etwas Besseres raten können, Onkel?“

Nein, das hätte Hahl nicht können. Auch er zuckte nur die Schultern, dazu murmelte er etwas von „Ordnung in der Familie“ und „Vertrauen“.

„Und Daniel brauchst du doch dann nicht zu entlassen?“ fragte Ottmar.

Hahl wiegte den Kopf und verzog skeptisch den Mund. „Ich werde es mir noch mal überlegen.“

Hoffen - warten - gute Nachricht

Die Wintermonate gingen dahin — eintönig, bedrückend. Am Anfang hatten Wilhelmine und Anna noch versucht, Ottmar von seinem Vorhaben abzubringen. Anna war sogar einmal zu ihm in die Stube gekommen, als er schon im Bett lag. Heimat sei doch Heimat und man wisse nie, was einem in der Fremde, auch noch in einem so fernen Land, erwarte, sagte

sie. Da wurde er unwillig. „Was bindet mich denn an die Heimat? Daß mir das Vorwärtskommen verwehrt ist? Der Jammer hier und überall? Meine Eltern vielleicht? Du kennst doch ihren Brief. Ja, gewiß, ach und weh, daß ich so etwas wagen wolle, aber den Segen haben sie mir schließlich doch dazu gegeben. Helfen können sie mir nicht. Ach, Anna, Heimat! Sie müßte anders aussehen, wenn sie mich halten sollte.“

Auch David und Valentin hatten ihre Bedenken geäußert.

„Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“ zitierte David den alten Spruch. „Die Zeit der Wanderschaft abgerechnet, bin ich nun schon vierzehn Jahre beim Meister und habe es auch in schlechten Zeiten nicht bereut.“ Ottmar hatte sich eine Antwort verkniffen, sonst wäre ihm etwas über die Lippen gekommen, was David sicher nicht gefallen hätte.

Aus Ottmars Hoffen war Unruhe geworden. Es kam der März und noch immer hatte August Hahl nichts von sich hören lassen. Längst sprach man im Haus nicht mehr vom Auswandern, jedenfalls nicht in Ottmars Anwesenheit. Louis Hahl drängte nicht mehr, seit er wußte, daß Ottmar gleich nach dem Auslernen seinen eigenen Weg gehen wollte. Selbst als Theodor sich abends allein mit Ottmar zusammensetzte, um mit ihm das Theoretische für die Gesellenprüfung vorzubereiten, fiel kein Wort darüber. Ottmar rechnete ihm das hoch an, denn ein Gespräch mit der unausbleiblichen Frage: „Was nun?“ wäre quälend geworden.

Da — eines Tages rief Wilhelmine Ottmar ins Kontor. „Ein Brief ist gekommen, für dich, von August“, raunte sie ihm aufgeregt zu. „Vater will, daß du ihn in seiner Gegenwart öffnest.“ Ob in Gegenwart oder in Abwesenheit des Onkels, das war Ottmar jetzt gleich. Fast riß er ihm den Brief aus der Hand, brach mit heftiger Bewegung die auf der Rückseite befindlichen drei kleinen Siegel.

Ruhig lesen konnte er nicht, seine Augen hasteten über das mit vielen Zeilen bedeckte Papier. Doch was er in der Eile aufnahm, hätte ihn fast aufjauchzen lassen: Mit allem einver-

standen — Geld für Überfahrt und so weiter bereits angewiesen — Zielhafen Baltimore — beste Reisezeit September. Es folgten weitere Ratschläge, und am Schluß standen herzliche Grüße an Vater und Geschwister, dazu noch eine besondere Bitte an den Vater, er möge bei der Vorbereitung der Reise behilflich sein.

Mit zitternder Hand reichte Ottmar dem Onkel den Brief. Hahl las ihn aufmerksam durch. „Hmhm!“ brummte er schließlich. „Nun scheint es ja zu klappen. Und was da steht von ‚behilflich sein‘ ... na ja, das muß ich ja wohl nun, nicht?“ Zum erstenmal empfand Ottmar so etwas wie ein warmes Gefühl für Louis Hahl.

Die Gesellenprüfung und die Abschlußprüfung der Sonntagschule fanden während einer Woche mit zwei Tagen Abstand statt. Es gab demzufolge auch zwei Abendveranstaltungen in dieser Woche, in der die Gesellenbriefe und die Zeugnisse feierlich übergeben wurden — die eine im Gasthof, die andere in der Schule. Und es war üblich, daß an beiden Veranstaltungen die Meister der beteiligten Lehrlinge und Schüler teilnahmen. Also begleiteten Louis Hahl und Theodor ihren Lehrling Ottmar.

Sie hörten in beiden Veranstaltungen dieselben Worte, jedenfalls dem Sinne nach. Im Gasthof sprach der Vorsitzende der Prüfungskommission: „Der Uhrmacherlehrling Ottmar Mergenthaler hat die Gesellenprüfung bestanden: theoretisch mit ‚sehr gut‘, praktisch mit ‚sehr gut‘. Ich gratuliere ihm und seinem Lehrherrn, dem Uhrmachermeister Louis Hahl.“

In der Schule bestätigte Ingenieur Hansmann: „Der Schüler Ottmar Mergenthaler hat mit vorbildlichem Fleiß und großer Strebsamkeit an den Aufgaben gearbeitet, welche die Schule in den von ihm gewählten Fächern stellte. Dementsprechend ist sein Erfolg. Wir haben ihm im Fach Technisches Zeichnen die Note ‚sehr gut‘ zuerkannt, und auch im Fach Mathematik hat er mit ‚sehr gut‘ bestanden. Ich gratuliere ihm und eben-

so seinem Lehrherrn, dem Uhrmachermeister Louis Hahl.“ Beide Male hatte Louis Hahl mit am heftigsten Beifall geklatscht, wobei er lächelnd und nickend in die große Runde blickte. Ja, wer aus seiner Werkstatt kam...!

Und er zeigte sich auch diesmal großzügig, trotz der schlechten Zeiten. Wieder spendierte er in der Werkstatt jedem ein Maß Bier, und wieder einmal durfte abends ein junger Geselle am Tisch neben ihm sitzen. Auch ein Glas Wein gab es und kalten Braten. Die Ansprache, die Louis Hahl hielt, war einige Sätze länger als einst bei Josef. Nach den guten Wünschen für die Zukunft schloß er feierlich mit der Mahnung: „Wenn du in Amerika bist, vergiß auch nie, daß du in unserem Haus ein gutes Heim hattest, daß wir uns an Eltern Statt stets um dein Wohlergehen bemühten. Und mache bei August mir und Theodor Ehre! Er soll wissen: Wer aus seines Vaters Werkstatt kommt, kann sich noch immer sehen lassen.“

Ottmar sah plötzlich Josef Kainerts starres, gerötetes Gesicht vor sich, das dieser zeigte, als er auf dem gleichen Platz neben Louis Hahl gesessen und die vielen schönen Worte hatte über sich ergehen lassen. Für einen Augenblick kniff er die Augen zu. Dann sagte er lauter, als nötig gewesen wäre: „Ich danke euch allen. Ich werde mir Mühe geben.“

Nach dem Abendbrot bat Ottmar Wilhelmine, für einen Augenblick in seine Stube zu kommen. Er trat an die Kommode heran. Hier stand auf einem Brett sein Gesellenstück, das Werk einer Tischuhr. „Ehe ich nach Amerika fahre, baue ich noch ein Gehäuse dazu, ein ganz modernes“, sagte er. „Aber ich kann die Uhr nicht mitnehmen, möchte sie für dich fertigmachen. Willst du sie?“

„Für mich?“ fragte Wilhelmine erstaunt. „Aber warum gerade für mich?“

„Weil du immer gut zu mir warst — wie eine richtige Schwester.“

Da lächelte sie — ein wenig krampfhaft, unnatürlich. „Das war doch selbstverständlich, Ottmar, du hast dich auch gut gehal-

ten und...“ Sie verstummte und wandte sich ab, wischte sich über die Augen.

Es war, als ginge es jetzt schon ans Abschiednehmen.

Ankunft in Amerika

Am Nachmittag des 26. Oktober 1872 legte der Dampfer „Berlin“ am Locust Point in Baltimore an.

Unter denen, die das Schiff erwarteten, befand sich ein jüngerer, hagerer Mann in gepflegter Kleidung, dessen feines, blasses Gesicht auffiel. Ein dunkler, wuschliger Backenbart betonte diese Blässe noch. Durch den Dunst, der über dem Hafen lag, beobachtete er aufmerksam, wie der Dampfer unter schrillum Pfeifen und Kettenrasseln festzumachen begann. Als die Laufplanke herabgelassen wurde, drängte er sich nach vorn. Die ersten Passagiere gingen an Land, unter ihnen ein hochaufgeschossener junger Mann, in dessen Mantelaufschlag eine große weiße Papierblume steckte.

„Ottmar — Ottmar!“ rief der Wartende durch den Lärm, heftig mit beiden Armen winkend. „Ottmar — hier — hier!“

Nach kurzer Zeit standen sie sich gegenüber.

„Du bist also August Hahl, mein Vetter?“ fragte Ottmar überrascht.

Der andere erwiderte lachend: „Wenn du Ottmar Mergenthaler bist — ganz bestimmt. Willkommen hier, herzlich willkommen!“ Und er umarmte den Vetter. Dann trat er einen Schritt zurück und maß ihn mit erstauntem Blick von oben bis unten. „Nein, nicht zu glauben! Als ich dich das letztmal sah, warst du ein Zwerg, der die ersten Buchstaben auf die Schiefertafel malte. Hätten wir das mit der Papierblume nicht ausgemacht, hätte ich dich bestimmt nicht erkannt. Doch nun komm, wir behindern hier den Verkehr. Der Zug wartet auch nicht mehr lange.“ Er nahm eine der beiden großen Reisetaschen auf und zog Ottmar mit sich fort.



Während der Fahrt nach Washington mußte Ottmar aus der Heimat berichten, über die Familie in Ensingen und Bietigheim und über die Verhältnisse im allgemeinen. Er erfuhr aber auch gleich Näheres über seinen neuen Wirkungskreis: daß sein Vetter vierzig Leute in seiner Fabrik beschäftigte, in der

neben allerlei elektrischen Instrumenten auch elektrische Uhren und Klingeln hergestellt würden. „Neuerdings arbeite ich auch für die Signalabteilung der Vereinigten Staaten“, berichtete August Hahl stolz. „Ingenieure der Regierung haben Meßinstrumente für Regen, Schnee, Windstärke und anderes entwickelt, die Versuchsarbeiten wurden zum großen Teil bei mir vorgenommen. Na, und dann kommen oft Erfinder zu mir, die sich beraten und bei mir Modelle bauen lassen. Interessant, sage ich dir, sehr interessant.“

„Du hast es weit gebracht für deine dreißig Jahre“, stellte Ottmar fest, und es klang ehrliche Bewunderung aus seiner Stimme.

„Hm, ich bin zufrieden. Aber geschenkt wurde mir nichts, das glaube mir. Als ich vor elf Jahren in diesem Land anfang, habe ich meine große Hoffnung ziemlich schnell begraben. Als Tellerwäscher, Laufbursche und Nachtwächter mußte ich die erste Zeit mein Leben fristen. Daß ich ein guter Uhrmacher war, half mir zunächst gar nichts. Erst nach drei Jahren fand ich bei einem deutschen Feinmechaniker Arbeit. Mein Glück war, daß es in der Verwendung der Elektrizität große Fortschritte gab. Mein Chef zog mich bei der Ausarbeitung einiger Patente mit heran, ich machte dann auch selbst kleinere Erfindungen, und da ging es eben aufwärts. Doch wenn man nicht gerade eine solche Strähne erwischt, ist es hier genauso trist wie in Europa, es sei denn, man sieht das Abenteuer als Erfüllung aller Wünsche an.“

Nach einer Weile fragte Ottmar: „Was werde ich denn nun bei dir tun?“

„Ich denke, es ist für dich das beste, wenn du in der Teilefertigung arbeitest, da kannst du zeigen, was in dir steckt. Ich habe drei Abteilungen: die Teilefertigung, die Montage und den Modellbau, die alle in der Arbeit höchste Genauigkeit verlangen. Dazu kommen natürlich noch Lager, Versand und Kontor. Dem Kontor ist ein technisches Büro angeschlossen. Darunter darfst du dir freilich nichts Großes vorstellen. Es be-

steht aus mir und einem technischen Zeichner, einem sehr begabten jungen Menschen namens Henry Thomas. Er ist ein Deutschamerikaner. Ich sitze mehr bei ihm als im Kontor. Das besorgt meine Frau, meine Mary, dazu ein Buchhalter, er ist ein Deutscher, über die Hälfte meiner Leute sind Deutsche.“

„Mary?“ sagte Ottmar erstaunt. „Ich dachte, sie heiße Dasy.“ Vergnügt lachte der Vetter. „So heißt sie eigentlich auch, aber ich nenne sie eben Mary. Es erinnert mich an meine Mutter, die ja Marie hieß. — Zum Haushalt gehört aber noch jemand, die Susanne, einfach Sus gerufen, eine ältere Negerin, ein Muster an Zuverlässigkeit und Treue. Meine Frau kann ja nicht alles allein schaffen. Halb zur Fabrik, halb zum Haushalt gehört dann noch jemand, der — doch den wirst du gleich kennenlernen.“

Bald war Washington erreicht. In der Bahnhofshalle kam ein riesengroer bärtiger Mann auf sie zu. Er sah fast aus wie ein Trapper, der vor wenigen Stunden erst aus der Wildnis zurückgekehrt war, Hemd und Hosen über und über mit Flickern besetzt und in den Hüften mit einem uralten Lederriemen gehalten. auf dem Kopf einen breiten, speckigen Hut. „Das ist Bob, unser Kutscher“, stellte Hahl ihn vor.

Der Brtige grinste und tippte mit einem Finger an den Hut. Ohne Umstände nahm er den Männern die Taschen ab und trug sie voraus. Ottmar sah, daß er ein wenig hinkte.

„Bob sieht zwar furchterregend aus, ist aber eine treue Seele“, erklärte Hahl. „Vor drei Jahren war er noch Cowboy auf einer Farm, stürzte dann unglücklich vom Pferd und kann seitdem nicht mehr reiten. Seit zwei Jahren ist er bei mir. Sparsam bis zum Geiz ist er, trinkt nicht, spielt nicht, und das will bei einem Cowboy schon was heißen. Mehr als zehn Worte spricht er nicht am Tag. Er holt uns mit der Kutsche ab.“

Nach einer guten Viertelstunde fuhr der Zweispänner durch ein offenes Tor aus Maschendraht in einen großen Hof ein. Die Fabrik von August Hahl lag am nördlichen Stadtrand von

Washington. Ein langgestrecktes einstöckiges Backsteingebäude, ein im Winkel angebautes Lagerhaus mit Stall und Wagenschuppen und das ein wenig davon entfernt stehende Wohnhaus, in dessen Erdgeschoß sich auch das Kontor befand, machten die Anlage aus. In größerem Abstand von den Gebäuden zog sich ein Drahtzaun um Gebäude und Hof.

Vor der Haustür stand eine kleine, blonde Frau. Es war Mary. Sie empfing Ottmar so fröhlich und selbstverständlich, als kenne sie ihn schon seit langem. Noch ehe sie das Haus betraten, bot sie ihm das Du an.

„Und dort wartet unsere Sus“, sagte sie, durch die Tür in den Flur deutend. Lachend fügte sie hinzu: „Du mußt es mit ihr halten, da geht es dir hier nämlich besonders gut.“

Sus, eine kleine, füllige Person in schwarzem Kleid mit weißer Schürze, knickte Ottmar entgegen. Ihr lachendes Gesicht verzog sich aber gleich grimmig. An Ottmar vorbei zwängte sich Bob mit den beiden Reisetaschen. Sus fuhr ihn mit kräftiger Stimme an und nahm ihm energisch die Taschen aus den Händen. Bob knurrte nur.

Mary lachte. „Auch daran mußt du dich gewöhnen, Ottmar. Die beiden streiten sich oft um ihre Befugnisse. Sus meint, die Taschen zu besorgen sei ab Haustür ihre Sache. In solchen Dingen kann sie grätig werden, und da vergißt sie sogar manchmal die Höflichkeit. — Doch nun komm, du wirst hungrig sein.“

Am nächsten Tag stellte August Hahl seinen Vetter im Betrieb vor. Die Belegschaft hatte sich im Werksaal der Montage versammelt. So hielt es Hahl immer, wenn er einen neuen Mitarbeiter einstellte. Einige Worte über die Aufgaben des Neuen, verbunden mit einer Mahnung, gut zusammenzuarbeiten — das war alles. Dann übergab er den Neuen dem zuständigen Meister. Wie der Mitarbeiter sich mit den anderen näher bekannt machte, war seine Sache. Bei Ottmar tat August Hahl einiges mehr: Er führte ihn durch die Fabrik, um

ihn mit der technischen Einrichtung vertraut zu machen. Ein Gespräch mit den Meistern, mit Henry Thomas, dem technischen Zeichner, und einige Erläuterungen im Kontor beschlossen die Einführung.

Es gab hier zwei Meister, und zwar einen für die Teilefertigung, dem auch das Lager unterstand, und einen für die Montage. Um den Modellbau kümmerte sich August Hahl selbst. Der Meister für die Teilefertigung war ein Deutscher namens Karl Steiner, während die Montage ein Amerikaner, er hieß Strotman, unter sich hatte.

In Steiners Abteilung begann nun Ottmar seine Tätigkeit. Achtzehn Männer des unterschiedlichsten Alters saßen hier an langen Tischen; der Raum war durch eine Glaswand von der Montage getrennt. Die meisten von ihnen hatten ein größeres Werkzeug vor sich: einen Schraubstock, eine Stanze oder ein Polierrad, eine vierte Gruppe hantierte mit kleinerem Werkzeug. Auf einem langen Tisch an der Wand lag vielerlei Material, vor allem Messingblech, feineres Stahlband und Draht.

In der vierten Gruppe wies Steiner Ottmar einen Platz zu. Es war ein Eckplatz in der Nähe eines großen Fensters, doch auch nahe dem kleinen Tisch, an dem der Meister saß.

Steiner war ein älterer Mann, verschlossen und brummig. „Bei mir gilt nur, was du leistest, daß du mit dem Chef verwandt bist, zählt nicht“, erklärte er gleich am Anfang. „Erst mal sehen, was du kannst.“ Und er stellte Ottmar die Aufgabe, einige Zahnrädchen, einige kleine Uhrenachsen und eine Anzahl Spiralfedern verschiedener Größe herzustellen. „Schreibe die Zeit auf, die du für je drei Stück brauchst!“

„Das habe ich doch im ersten Lehrjahr gemacht“, entgegnete Ottmar enttäuscht.

Steiner knurrte: „Na und? Ich will sehen, wie du es machst. Beim Rädchen fängt's an. Ist das nicht in seinen Maßen exakt und nicht sauber, ist's aus mit der Genauigkeit des ganzen Instruments, da hilft auch die beste Montage nichts.“

„Und mein Werkzeug?“

„Das suchst du dir zusammen. Du weißt doch, was du benötigst, nicht wahr? Dort in den Schubfächern findest du alles.“

Neben Ottmar saß Werner Bergner, ein junger Deutscher, er war ein Feinlötter. Als Steiner nach der kurzen Einweisung einmal den Raum verließ, fragte Ottmar seinen Nachbarn: „Sag mal, ist der Meister immer so — so mürrisch?“

„Ja, immer“, entgegnete Bergner. „Doch das darfst du ihm nicht übelnehmen. Früher war er selbständiger Feinmechaniker, ging dann aber pleite, weil seine Bank ihre Zahlungen einstellte. Seine Frau, die viel Geld in die Werkstatt eingebracht hatte, nahm sich das Leben. Hahl stellte ihn vor Jahren ein, weil er ein guter Fachmann ist und außerdem — — na ja, Hahl fand einst bei ihm seine erste richtige Stellung.“

„Ach, das — das war Steiner“, sagte Ottmar gedäunt, und er begann Verständnis zu finden für des Meisters Art.

„Wenn du mal Schwierigkeiten hast, frage mich nur“, bot sich Bergner an. „Ich weiß, wie schwer es am Anfang ist.“

„Danke. Ich hoffe, daß ich mich bald zurechtfinde.“

Als ihn am Abend beim Essen Hahl fragte, wie denn der erste Tag gewesen sei, entgegnete Ottmar: „Meister Steiner hat meine Arbeit nicht getadelt, und da bin ich zufrieden.“

„Das kannst du auch“, sagte der Vetter lachend. „Steiner lobt nie, und wenn er nicht tadelt, dann ist das eine hohe Anerkennung.“

Frühzeitig in der Verantwortung

Nachdem Ottmar ein halbes Jahr in der Teilefertigung tätig gewesen war, versetzte Hahl ihn zu Meister Strotman in die Montage. Steiner ließ ihn nicht gern gehen, er begründete das auf seine Art: „Du hast mich von allen am wenigsten geärgert.“ Ein solches Überwechseln in eine andere Abteilung war in der Fabrik nicht üblich. Daraus entnahm Ottmar, daß sein

Vetter bestimmte Pläne mit ihm verfolge. Dieser Eindruck verstärkte sich, als Hahl ihn nach einem weiteren halben Jahr im Modellbau beschäftigte. Als Ottmar ihn einmal fragte, warum er ihn denn in der Fabrik auf „Rundreise“ schicke, entgegnete Hahl: „Das gefällt dir wohl nicht? Und ich dachte, du würdest dich darüber freuen.“

Natürlich sagte es Ottmar zu, nicht nur die Fabrikation des Betriebes gründlicher kennenzulernen, er konnte auch seine Fähigkeiten besser entwickeln. Sie sprachen nicht wieder über die „Rundreise“, Ottmar wunderte sich aber nun auch nicht, als der Vetter ihn nach einigen Monaten in das technische Büro nahm. Das war für ihn der rechte Platz. Hier konnte er seine Kenntnisse im technischen Zeichnen und in der Mathematik, die er in der Sonntagsschule in Bietigheim erworben hatte, besonders nutzbringend anwenden. Er baute nicht mehr Modelle nach Zeichnungen, er entwarf nun selbst Zeichnungen nach den Angaben der Erfinder.

Mit Henry Thomas, dem Zeichner, verband ihn bald eine ebenso enge Freundschaft wie mit Werner Bergner, dem Feinlöter aus der Teilefertigung. Beide waren nur wenige Jahre älter als er, und beide hatten ihm kameradschaftlich über die Anfangsschwierigkeiten hinweggeholfen. Bei der Entwicklung seiner ersten kleinen Erfindungen für die Fabrik, einer verbesserten Poliervorrichtung und eines neuartigen elektrischen Schalters, hatten sie ihm mit gutem Rat zur Seite gestanden. Sie wanderten oft gemeinsam und besuchten Veranstaltungen, die im „Deutschen Klub“ von der „Gesellschaft junger Deutscher“ stattfanden.

Es war an einem stürmischen Spätherbsttag des Jahres 1874. Ottmar hatte sich nach dem Abendessen in seinem Zimmer an den Schreibtisch gesetzt, um wieder einmal an die Eltern und an Onkel Louis Hahl zu schreiben. Das tat er in jedem Vierteljahr einmal, obgleich er selten genug Antwort bekam. Die Uhr hatte gerade neun geschlagen, da klopfte es an die

Tür. Auf Ottmars „Herein!“ trat Sus ein. „Mister Hahl bittet Sie, zu ihm zu kommen“, sagte sie, machte dazu ein betrübtes Gesicht und wischte sich über die Augen.

„Nanu!“ entfuhr es Ottmar erstaunt. „Deswegen brauchst du doch nicht so traurig zu sein, Sus.“

„Ach ja, es ist traurig, sehr traurig“, entgegnete sie. „Viel habe ich ja nicht gehört, aber...“ Sie schwieg, schüttelte nur den Kopf.

Ottmar eilte die Treppe hinab. Im Wohnzimmer ging sein Vetter, die Hände auf den Rücken gelegt, erregt auf und ab. Mary saß im Sessel, müde den Kopf zurückgelehnt.

„Setz dich, sonst wirft es dich um!“ sagte Hahl grimmig. Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich will mich kurz fassen: Mein Betrieb steht vor dem Zusammenbruch!“

Mergenthaler trieb es wieder hoch. „Das — das ist doch ein Witz“, stieß er hervor. „Ein schlechter Witz!“

„Leider nicht. Das Bankhaus Jay Cooke & Co. hat Bankrott gemacht, und mich reißt es mit. Vorhin war der Geschäftsführer des Hauses bei mir und hat es mir eröffnet — privat zunächst, aus alter Freundschaft. Ha, Freundschaft! Als ob mir das was nützt! Morgen kriege ich es sowieso schriftlich vom Gericht, wie die anderen Firmen auch. Bei Cooke liegt der größte Teil meines Geldes. Weißt du, was das heißt?“

Ottmar starrte den Vetter stumm an, er war keines Wortes mächtig.

„Das heißt, daß es zum Teufel geht“, fuhr Hahl verbittert fort. „Das heißt weiter, daß ich größere Aufträge nicht mehr ausführen, hier auch keine mehr erwarten kann, weil meine Washingtoner Kundschaft von dem Bankrott so betroffen ist wie ich. Wenn ich meine Firma überhaupt noch halten kann, dann nur nach beträchtlichen Einschränkungen.“

„Also — also Entlassungen?“

„Mindestens die Hälfte der Leute. Doch damit ist es nicht getan. Ich muß das Grundstück verkaufen, um wieder zu Geld zu kommen, muß damit die Firma woanders wieder aufbauen.“

Mary und ich sind der Meinung, daß Baltimore ein besserer Platz für uns ist.“

Ottmar warf erregt ein: „Aber habt ihr euch das auch gründlich überlegt? Einfach die Hälfte der Leute entlassen! Was sollen sie denn anfangen? Sie kommen doch unter solchen Umständen nirgends unter.“

„Darauf können wir doch keine Rücksicht nehmen“, entgegnete Hahl unwillig. „Wer fragt denn nach uns? Das ist im Geschäftsleben nun einmal so. — Oder weißt du vielleicht ein besseres Rezept?“

Ottmar biß sich auf die Lippen, schwieg. Sein Blick wanderte zu Mary. Doch diese zuckte ratlos die Schultern.

„Ich habe gerade noch so viel, daß ich mit einer kleinen Anzahl von Leuten die nächsten Monate zur Not überbrücken kann“, fuhr Hahl fort. „Gelingt es mir nicht, das Grundstück günstig zu verkaufen, ist es dennoch aus mit der Firma August Hahl. So ist die Lage, mein Lieber. — Ich hoffe, daß ich in Baltimore wieder Fuß fassen kann, muß dort versuchen, aus kleineren Kunden nach und nach größere zu machen.“

„Du hast doch laufend Aufträge von der Regierung, und diese . . .“

„. . . und diese reichen nicht einmal für die Hälfte meiner Leute“, unterbrach Hahl den Vetter scharf. „Verstehe doch, Ottmar, es gibt für mich keine andere Möglichkeit.“ Gemäßigter fuhr er nach einer Pause fort: „Vor Februar des nächsten Jahres können wir ohnehin nicht umziehen. Bis dahin muß ich viel unterwegs sein. Das setzt voraus, daß ich hier einen verlässlichen Mann habe, der sich um die Fabrik kümmert, eine Art Geschäftsführer. Für Mary wäre es zuviel, sie hat im Kontor genug zu tun. Wir haben an dich gedacht, Ottmar.“

„An mich?“ fuhr Ottmar erschrocken auf. „An mich? Aber — aber dazu bin ich doch zu jung. Und außerdem — gerade jetzt, wo es so schlimm steht.“

„Gerade jetzt brauche ich einen Mann, auf den ich mich verlassen kann. Ich will dir etwas gestehen: Schon vor zwei Jah-

ren, als du bei mir anfingst, dachte ich daran, dir einmal diesen Posten zu geben, in späteren Jahren freilich erst und wenn du dich bewährt haben würdest. Deshalb die ‚Rundreise‘ in der Fabrik. Eigentlich solltest du noch eine Weile im technischen Büro arbeiten, dann noch ein Jahr im Kontor. Die Ereignisse veranlassen mich, diese ‚Rundreise‘ abzukürzen. Du hast dich überall bewährt, hast auch den Blick fürs Große und im Umgang mit den Erfindern viel Geschick bewiesen. Und zu jung? Auf die Fähigkeiten kommt es an, Ottmar, auf die Kraft, auch größere Aufgaben mit Umsicht zu bewältigen. Beides hast du, trotz deiner Jugend. Sag ja, es wäre für Mary und mich eine große Beruhigung. Die wichtigsten Aufgaben besprechen wir ja stets gemeinsam. Vor allem die Aufsicht über den Betrieb sollst du führen und die Erfinder beraten. Also?“

Lange dachte Ottmar nach. Dann sagte er entschlossen: „Gut, ich nehme an. Doch die Entlassungen — das ist deine Sache.“

Es kamen trübe Monate, trüb in der Natur und im täglichen Leben der Firma und der Familie. Hahl entließ die Leute nicht auf einmal, jeden Monat kamen fünf an die Reihe, und es waren stets jene, die, ohne Rücksicht auf ihr Alter, dem Betrieb die kürzeste Zeit angehörten. Unter ihnen befanden sich auch Ottmars Freunde Werner Bergner und Henry Thomas.

„Ich habe mich mit meinem Vetter auseinandergesetzt bis zum Streit“, erklärte Ottmar, als er am Abend des letzten Februartages 1875 mit ihnen im „Deutschen Klub“ zusammensaß. „Erreichen konnte ich nichts. Ihr zählt zu den Jüngsten in der Fabrik und hättet eigentlich schon im Dezember dran sein müssen, so sagte er. Würde er euch behalten, gäbe es böses Blut bei den anderen. Was kann ich da noch tun?“

Bergner versicherte: „Ich mache dir gewiß keinen Vorwurf, du hast für uns getan, was du konntest. Aber ist es nicht traurig, daß stets die kleinen Leute darunter leiden müssen, wenn es bei den großen kracht? Die leben gut weiter von dem, was

sie sich rechtzeitig auf die Seite geschafft haben, und sie scheuen sich den Teufel darum, was aus den anderen wird.“

„Nicht August Hahl“, erklärte Ottmar. „Er ist ja auch nur ein kleiner Unternehmer und auf die Launen der größeren angewiesen. Du glaubst nicht, wie er sich in seinem Haushalt einschränkt und...“

„Ach, ihn meinen wir ja auch nicht“, warf Henry Thomas ein, „ihn haben ja auch erst die Bankherren ruiniert. Aber eben diese Herren, diese Herren...!“ Er schlug erregt die Faust auf den Tisch. „Und dabei reden sie von goldenen Zeiten bei uns. In jeder Zeitung kannst du's lesen.“

Ottmar lachte hart auf. „Nicht nur hier, in Amerika, mein Lieber. In den Zeitungen des neuen Deutschen Reiches habe ich das ganz ähnlich gelesen. Es ist überall dasselbe.“

Sie schwiegen lange Zeit, jeder mit düsteren Gedanken beschäftigt. Schließlich fuhr Ottmar fort: „Ganz hoffnungslos ist es aber für euch beide nicht. Ich habe von meinem Vetter die Zusage, daß ihr zu den ersten gehört, die er zurückholt, wenn es die Geschäfte in Baltimore erlauben.“

„Immerhin ein Trost“, meinte Bergner mißmutig. „Aber ich glaube erst daran, wenn ich bei ihm wieder vor dem Schraubstock sitze.“

Gedrückt verabschiedeten sie sich. Am nächsten Tag sollte der Umzug der Firma nach Baltimore beginnen. „Ich schreibe euch bald“, versprach Ottmar.

Der Umzug dauerte zehn Tage. Mit der Eisenbahn und auf Lastgeschirren wurden die Wohnungseinrichtung, die Fabrikeinrichtung und die Lagerbestände nach Baltimore gebracht. Ottmar erledigte in Hahls Auftrag alles noch Notwendige für den Verkauf des Grundstücks an den neuen Eigentümer, einen Nadelfabrikanten. Er leitete auch die Abbau- und Verladearbeiten. August Hahl und seine Frau nahmen in Baltimore die Güter in Empfang und begannen gleich alles einzurichten. Es war Bobs „große Zeit“, Ottmar hatte ihm die Aufsicht über



die Lastgeschirre übertragen. Ähnliche Aufgaben oblagen Meister Steiner für den Eisenbahntransport.

„Ich weine diesem traurigen Nest keine Träne nach“, meinte Steiner, als sie in der Kutsche als letzte Washington verließen — Ottmar, der Meister, Bob und Sus.

„Es liegt nicht am Nest“ entgegnete Ottmar nur.

„Aber ich habe meine Eltern hier auf dem Friedhof“, sagte Sus traurig. „Jeden zweiten Tag bin ich zu ihnen gegangen, und nun...“

„Mistress Hahl wird sicher nichts dagegen haben, wenn du in jeder Woche einmal herüberfährst“, unterbrach Ottmar sie.

„Vielleicht nimmt dich auch Bob ab und zu mit, wenn er hier etwas zu besorgen hat.“

„Hm“, knurrte der Kutscher, und das hieß: An mir soll es nicht liegen.

Als sie in Baltimore ankamen, fanden sie die kleine Fabrik in der Mercer Street schon weitgehend eingerichtet vor. Die Arbeiter, die Hahl aus Washington mitgenommen hatte, waren fleißige Helfer gewesen.

Immerhin hatte Hahl beim Erwerb des neuen Fabrikgebäudes Glück gehabt: Es war ein erst vor wenigen Jahren erbautes

einstöckiges Backsteinhaus mit drei großen Räumen, das er verhältnismäßig billig erwerben konnte, weil der einstige Besitzer seine Fabrikationsstätte in eine andere Stadt verlegt hatte.

„Fast wie in Washington“, meinte Ottmar, als er mit Hahl das Anwesen besichtigt hatte.

Der Vetter seufzte. „Ja, nur um die Hälfte kleiner. Und ohne Schulden wird es auch nicht abgehen.“

Die „Schreibmaschine“ des Mister Moore

Die von August Hahl erhoffte Belebung des Geschäftes in Baltimore trat nach einem Jahr ein. Das war vor allem ein Verdienst Mergenthalers, der seinem Vetter vorgeschlagen hatte, das Schwergewicht auf die Arbeit mit Erfindern und die Herstellung von Modellen zu legen. Solche Firmen gab es in Baltimore und Umgebung nur wenige, und es bestand auch die Möglichkeit, eine gute Erfindung in Serienherstellung zu übernehmen, sofern sie in das Fabrikationsprogramm der Firma paßte.

Es war an einem Augusttag 1876. Ottmar Mergenthaler saß in seiner „Tüftelstube“, in der sich allerlei Werkzeug und ein großer Arbeitstisch befanden. Diesen Raum hatte er sich einrichten lassen, um ungestört an seinen Modellen arbeiten zu können. Zu dieser Zeit beschäftigte er sich mit einem neuartigen Spulenwickler.

Da klopfte es an. Ein wenig unwillig rief Mergenthaler „Her-ein!“

In der Tür stand Bob. „Zum Chef!“ sagte er nur und verschwand gleich wieder.

Ottmar verrichtete erst noch einige Handgriffe, dann begab er sich in das Kontor.

Mary wies ihn in das Konstruktionsbüro nebenan.

Hier saß August Hahl am Zeichenbrett. „Sieh dir doch mal das

Ding dort an!“ forderte er Ottmar auf, oberflächlich auf eine flache Maschine deutend, die auf einem Tisch in der Ecke stand.

Es war in der Hauptsache eine an den Enden auf Lagern ruhende große Walze mit einer mehrreihigen Tastatur davor. An einer Seite der verlängerten Achse befanden sich ein größeres und ein kleineres Rad. Die Maschine war auf einen etwa handhohen Holzblock montiert.

„Und was soll das sein?“ fragte Mergenthaler.

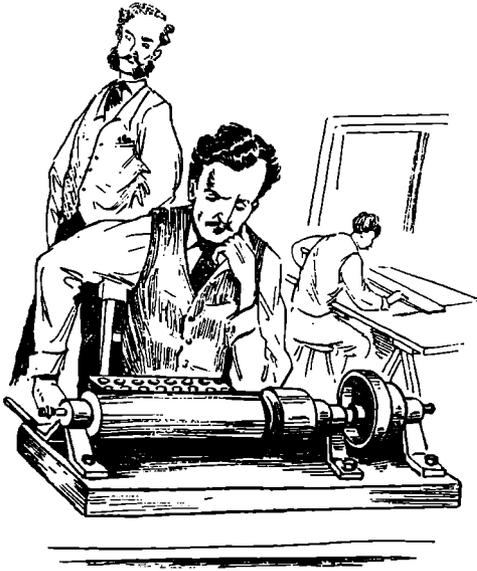
„Ein Mister Charles Moore hat das vorhin hiergelassen, er kam aus White Sulphur Springs in Virginia. Er nennt es ‚Schreibmaschine‘ und behauptet, daß das Ding dem Druckwesen ganz neue Wege weisen wird.“

„Druckwesen? Für unsere Fabrikation nicht interessant.“

„Ja, das habe ich ihm auch gesagt, aber er ließ sich nicht davon abbringen, mir seine Erfindung in den glühendsten Farben zu schildern, sie sei auch bereits patentamtlich geschützt. Damit will er das seit Gutenbergs Zeit übliche mühselige Handsetzen einer Druckzeile mit einzelnen Buchstaben ersetzen, und zwar durch die lithographische Methode. Der Text wird fortlaufend auf Papier geschrieben und dann auf den lithographischen Stein übertragen. So könnte ein Blatt in beliebiger Anzahl vervielfältigt werden. Neben dem Handsetzen falle dann natürlich auch das Ablegen der gebrauchten Buchstaben weg. Das alles bedeute eine gewaltige Zeitersparnis.“

„Hmhm“, meinte Mergenthaler nachdenklich. „Die Idee ist gar nicht übel. Aber warum kommt er denn damit ausgerechnet zu uns? Es gibt doch Werkstätten, die sich mit Entwicklungen für das Druckwesen befassen.“

„Ach, der gute James Clephane in Washington hat ihn zu uns geschickt. Moore sagt, die Werkstatt, in der er sein Modell bauen ließ, habe gepfuscht, er könne mit ihr nicht mehr zusammenarbeiten. Außerdem hätten ihn seine Geldgeber im Stich gelassen, er sei aber finanziell zu schwach, um die Arbeit an dieser Erfindung fortzusetzen. Nun bietet er sie uns



an. In zwei Wochen will er wiederkommen und sich Bescheid holen.“

„Du hast also nicht von vornherein abgelehnt?“

„Wie du siehst, nicht. Erstens scheint James Clephane dahinter zu stehen, zweitens redete Moore so eindringlich und überzeugend auf mich ein, daß ich ihm zusagte, die Sache zu prüfen. Nun ja, Lust habe ich nicht, aber du kannst dir die Sache ja mal näher ansehen. Die Beschreibung der Arbeitsweise mit den technischen Daten liegt hinter der Maschine.“

Mergenthaler sah sich das „Ding“ auch wirklich näher an. Und je mehr er sich damit befaßte, desto mehr packte ihn Moores Idee, Drucksachen auf diese neue Weise zu vervielfältigen. Ach, Drucksachen? Zeitungen mußten das Endziel sein! Dann erst würde diese Erfindung von umwälzender Bedeutung werden. Die Welt veränderte sich mit jedem Jahr, der Fortschritt in der Technik, in den Naturwissenschaften, auf allen Gebieten nahm ein ungeahntes Ausmaß an. Was aber konnte die neuen Erkenntnisse besser weitertragen als Zeitungen, Zeitschriften

und Bücher! Zeitungen! Ihre Kraft mußte mitwachsen, sollte der Fortschritt sie nicht überrollen. Schneller und billiger als bisher mußten sie die Druckereien verlassen.

Da war nun Charles Moore mit seiner Idee, seiner Erfindung gekommen. Konnte nicht in ihr der Ansatz für einen neuen Weg stecken, den die Zeitungsdruckereien früher oder später gehen mußten?

Alles Neue braucht einen Anfang, und nicht immer ist ihm gleich ein Erfolg beschieden. Vieles muß bedacht und geprüft — aber auch gewagt werden! So sagte sich Mergenthaler aus guter Erfahrung. Und er wagte es.

Mit Feuereifer arbeitete er an dem Modell nun täglich bis zum späten Abend. Es funktionierte noch nicht recht. Er nahm die Maschine auseinander, untersuchte ihre Teile, fertigte Zeichnungen an, baute die Maschine zusammen und schrieb — wieder und wieder. Und er erkannte, daß das Modell zwar einige Werkstattfehler aufwies, die Hauptursachen aber in Fehlern des Entwurfs lagen. Trotz allem — aus der Erfindung würde sich etwas machen lassen!

Nach einer Woche riet Mergenthaler seinem Vetter: „Du kannst getrost die Konstruktion auf eigene Gefahr hin übernehmen, August. An einem guten Ergebnis zweifle ich nicht, vorausgesetzt, daß du mir freigestellst, Änderungen nach meinem Belieben vorzunehmen.“

„Hast du auch einmal ausgerechnet, was uns das kostet?“ fragte Hahl ein wenig mißmutig.

„Mit fünfhundert Dollar müssen wir rechnen, dann haben wir aber auch ein ausgereiftes Modell.“

„Ich weiß nicht — ich weiß nicht“, seufzte Hahl. „Mir sind inzwischen Bedenken gekommen. Solche Maschinen zu bauen verlangt ein großes Kapital, da käme ich ohne Geldgeber nicht aus. Und überhaupt! Selbst wenn wir eine einwandfrei funktionierende Maschine bauen, wissen wir noch lange nicht, ob sie sich auch in der Praxis bewährt. Wir müßten erst noch mit einem Druckereifachmann in Verbindung treten.“

„Das hieße aber gerade jenen fragen, der die neue lithographische Methode als seine schärfste Konkurrenz verdammen wird. Von ihm würdest du nichts Günstiges hören. Übernimm die Erfindung, August, und lasse sie mich weiterentwickeln! Sie hat Zukunft, glaube es mir.“

Nach einigem Zögern sagte Hahl: „Nun gut, ich werde es mir ernstlich überlegen, ich habe ja noch einige Tage Zeit, ehe Moore kommt.“ Und er faßte einen Plan, über den er sich seinem Vetter gegenüber zunächst ausschwieg.

Am nächsten Tag fuhr er nach Washington, um James Clephane zu besuchen, den Mann, der ihm Moore geschickt hatte. Clephane war ein durch Erbschaft wohlhabend gewordener Gerichtssekretär, aufgeschlossen für technische Neuerungen, Förderer einiger Erfinder. Er lebte im Ruhestand. In ihrer Washingtoner Zeit hatte er der Firma August Hahl schon einige Erfinder vermittelt.

Hahl traf Clephane zu Hause an. Nach einer herzlichen Begrüßung und den üblichen Fragen nach dem persönlichen Wohlergehen erkundigte sich der Sekretär nach dem Anliegen des Besuchers.

„Das ist schnell gesagt, Mister Clephane. Was halten Sie von Charles Moores Schreibmaschine?“

„Ah, dachte ich es mir doch!“ rief Clephane lachend aus. „Ein vorsichtiger Geschäftsmann! Nun, ich halte sehr viel von dieser Erfindung, sie wird im Druckwesen einmal Geschichte machen. Nur —“, er lehnte seinen schlanken Oberkörper zurück und machte eine skeptische Geste, „— bei Moore ist sie nicht in den richtigen Händen. Er selbst kommt mit ihr nicht weiter, und seine Werkstatt zeigt nicht das richtige Verständnis. Deshalb gab ich ihm keine finanzielle Unterstützung mehr und empfahl ihm, sich an Sie zu wenden.“

„Und Sie meinen, es würde lohnen, sich der Sache ernsthaft anzunehmen?“

„Unbedingt. Ihnen und Ihrer Werkstatt traue ich zu, die Konstruktion so zu verbessern, daß Moores großartige Idee in be-

ster Weise verwirklicht wird. Übernehmen Sie die Erfindung, Mister Hahl! Brauchen Sie später finanzielle Hilfe, wenden Sie sich getrost an mich.“

Diese Auskunft räumte Hahls Bedenken aus. Als Charles Moore wieder bei ihm vorsprach, schloß er mit ihm den Vertrag über den Ankauf der Erfindung ab.

Eine herbe Enttäuschung

Zehn Monate waren seitdem vergangen, man schrieb das Jahr 1877. Neben Gutem brachten sie auch weniger Erfreuliches: Mergenthaler war mit seiner Maschine zwar vorangekommen, doch das Verhältnis zu seinem Vetter hatte sich getrübt. In einigen geschäftlichen Dingen waren sie verschiedener Meinung. Auch um die Maschine ging es. Hahl hatte erklärt, wenn die Konstruktionsarbeiten nicht bald abgeschlossen würden, wüchsen sie sich zu einem Verlust aus, den die Firma nicht mehr tragen könne. Mergenthaler hatte die Vorwürfe entgegengenommen, ohne sich dazu zu äußern. Verbissen arbeitete er an der Maschine, in den Abendstunden oft unterstützt von Meister Steiner. Doch das alles hatte zu einer tiefen Verstimmung zwischen den Vettern geführt. —

Es war Abend. Die Hahls saßen am gedeckten Tisch und warteten auf Ottmar. Sie hatten schon einmal Sus nach ihm geschickt und den Bescheid erhalten, daß er gleich kommen werde. Das war vor fast einer halben Stunde.

„Jeden Abend dasselbe!“ knurrte Hahl. „Jeden Abend muß man den Herrn Vetter ein paarmal einladen. Das bin ich nun leid.“ Mary seufzte. „In den letzten Wochen ist er überhaupt eigenartig geworden, so — so einsilbig und mürrisch. Ob das mit seiner Arbeit zusammenhängt?“

„Was weiß ich! Seine Maschine ist zwar längst fertig, aber vielleicht gefällt ihm etwas noch nicht. Er spricht nicht dar-

über. — Komm, wir fangen an. Soll er essen, wann er Lust hat!“ Schweigend nahmen sie das Abendbrot ein.

Sie hatten es noch nicht beendet, da klopfte es an die Tür. Sus trat ein. Aufgeregt berichtete sie: „Bob hat mir soeben gesagt, Mister Mergenthaler habe die Werkstatt verlassen und sei eilig in die Stadt gegangen. Er sei ganz komisch gewesen, habe ein finsternes Gesicht gemacht und ihn überhaupt nicht beachtet. Bob war richtig erschrocken, er meint, daß da etwas — etwas nicht stimme.“

„Danke, Sus“, sagte Hahl gleichmütig. „Mister Mergenthaler hat eben Sorgen wie wir alle, da kann man nicht immer freundlich sein. Sicher ist er wieder zum Steindrucker Carpenter gegangen.“

Kaum hatte Sus sich zurückgezogen, stieß Mary hervor: „Was soll denn das bedeuten? Daß er sich zum Essen verspätet, sich ein paarmal rufen läßt, sind wir gewöhnt. Aber er ist dann wenigstens immer noch gekommen. Und jetzt geht er eilig in die Stadt, ohne uns Bescheid zu geben! Da stimmt doch wirklich etwas nicht, August. Du mußt mal ernstlich mit ihm reden, bald sogar.“

„Werde ich tun — heute noch, und zwar deutlich“, versicherte Hahl nachdrücklich.

Er mußte aber einige Stunden warten. Erst gegen Mitternacht hörte er den Vetter zurückkommen und auf sein Zimmer gehen. Nach wenigen Minuten folgte er ihm.

Mergenthaler lag, nur die Jacke ausgezogen, auf dem Sofa. In dem spärlichen Licht der Schreibtischlampe sah sein Gesicht bleich und eingefallen aus. Gleichgültig blinzelte er dem Vetter entgegen, als habe er den Besuch erwartet.

Hahl zog sich einen Stuhl herbei. „Also heraus mit der Sprache!“ forderte er ohne Einleitung. „Was ist los mit dir?“

„Ich habe einen Abendspaziergang gemacht und mich verspätet. Entschuldigt.“ Mergenthalers Stimme war heiser, belegt.

„Rede keinen Unsinn! Ich will wissen, was los ist.“

Mergenthaler schloß die Augen. Nach einer Weile würgte er

hervor: „Was eben los sein kann mit einem, dem alles daneben-
ging.“

„Vielleicht sagst du mir das ein wenig deutlicher.“

„Ich mache dir erst einen Vorschlag: Verkaufe mir Moores Er-
findung und verlange von mir eine Entschädigung für die
Konstruktionsarbeit in deiner Fabrik!“

Erregt fragte Hahl: „Die Sache ist mißlungen, wie?“

„Jedenfalls der entscheidende Teil.“

„Und das heißt?“

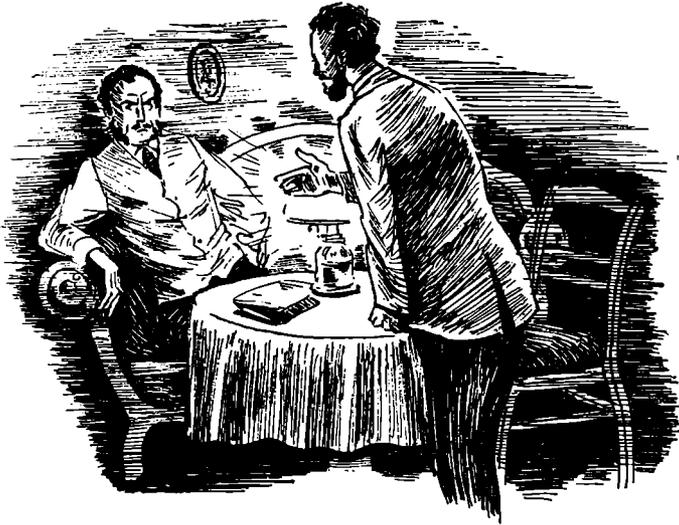
„Die Maschine funktioniert tadellos, aber die lithographische
Methode bringt nicht den gewünschten Erfolg. Das Drucken
auf Stein dauert länger als nach herkömmlicher Art. Was die
Maschine an Zeit herausholt, wird beim Drucken zum wesent-
lichen Teil wieder zugesetzt. Ich habe es heute wieder mit Car-
penter ausprobiert — endgültig zum letztenmal.“

Seufzend erhob sich Hahl. Die Hände auf dem Rücken, schritt
er vor dem Sofa auf und ab. „Also doch alles unnütz!“ em-
pörte er sich. „Unnütz der Ankauf der Erfindung, die Arbeit,
die du fast ein Jahr lang in die Sache stecktest, unnütz die
Kosten der ganzen Konstruktionsarbeit! Mit fünfhundert Dol-
lar hast du sie am Anfang berechnet, auf mehr als das Drei-
fache sind sie inzwischen angewachsen. Ein bißchen kostspie-
lig für die Firma, wie?“

„Ja — ja!“ schrie Mergenthaler. Er warf die Beine vom Sofa,
blieb aber sitzen. Die Arnie auf die Knie, den Kopf in die
Hände gestützt, sagte er ruhiger: „Ich wußte, daß du es mir
aufrechnen würdest, deshalb machte ich dir den Vorschlag. Ich
wiederhole ihn, verstehst du? Ich wiederhole ihn, denn du
sollst keinen Schaden haben.“

„Ach, was heißt Schaden! So gesehen, müßte ich noch mehr
aufrechnen: Du hast besessen, ja besessen an dieser Maschine
gearbeitet und andere wichtige Dinge liegenlassen. Das war
nicht zum Vorteil für die Firma, es war...“

„Dann rechne auch das noch auf!“ unterbrach ihn Mergen-
thaler grimmig. „Vielleicht macht es gerade das aus, was mei-



ne bisherigen Erfindungen der Firma eingebracht haben. Oder waren auch die unnütz?“

Scharf entgegnete Hahl: „Bleib bitte sachlich! Das mit dem Aufrechnen hast du doch aufgebracht. Soll ich vielleicht vor einer verunglückten Geschichte die Augen schließen? — Ach, hätte ich nur meine Bedenken von Anfang an stärker geltend gemacht! Ich hatte ja nie rechtes Zutrauen zu dieser Sache.“

„Gehst du nun auf meinen Vorschlag ein?“

„Den kann ich doch gar nicht ernst nehmen, Ottmar. Was willst du denn mit dieser unglückseligen Maschine noch beginnen?“

„Weiterentwickeln, auf meine Kosten!“

„Das ist Wahnsinn!“ schrie Hahl. „Sieh das doch endlich ein!“

Ruhig, mit monotoner Stimme, entgegnete Mergenthaler: „Das ist kein Wahnsinn, August. Eine Erfindung hat zwei Seiten: die Idee und den Weg zu ihrer Verwirklichung. Verunglückt eine Erfindung, muß nicht die Idee schlecht gewesen sein, es kann auch daran liegen, daß man einen falschen Weg gegangen ist. Ich werde einen neuen Weg suchen. Du wirfst mir Besessenheit vor. Du magst recht haben. Aber kennst du eine große Erfindung, an der ihr Vater nicht mit Besessenheit ar-

beiten mußte, ehe er zum Ziel kam, mit Besessenheit manchmal bis zur Verzweiflung, bis zur...?“

„... bis zum Ruin, nicht wahr? Du bist ja verblendet! Hast du denn an einer Pleite nicht genug?“

„Das ist meine Sache.“

„Aber nicht in meiner Fabrik!“ schrie Hahl.

Da sprang Mergenthaler auf und schrie zurück: „Dann eben woanders — in meiner!“

Hahl starrte den Vetter für einen Augenblick entgeistert an, dann verließ er das Zimmer.

In den folgenden Tagen gingen sich die beiden Vettern aus dem Weg, soweit das die Arbeit in der Fabrik nur irgend zuließ. Mary wandte alle Mühe auf, sie wieder zu versöhnen. Nach einer Woche gelang es ihr schließlich, beide wenigstens zu einer Aussprache zu bewegen.

Hahl stellte gleich am Anfang einige Bedingungen zur weiteren Zusammenarbeit: Mergenthaler müsse Moores Erfindung kaufen, da die Firma nichts mehr mit ihr zu tun haben wolle. Sollte Mergenthaler noch immer gewillt sein, weitere Versuche zu unternehmen, so sei das seine Privatangelegenheit, die Firma könne finanziell nicht mehr damit belastet werden. Die Versuche könnten zwar in der Fabrik, aber erst nach Arbeitschluß vorgenommen werden.

Da diese Bedingungen seinen Absichten entsprachen, nahm Mergenthaler sie an, doch der Vetter stellte noch eine weitere Forderung: Mergenthaler müsse sich verpflichten, während der nächsten zwanzig Jahre keine eigene Werkstatt in Baltimore oder Washington und deren weiteren Umgebung zu gründen.

„Ach, schau an!“ fuhr Mergenthaler auf. „Du willst mir also von vornherein die Möglichkeit zur weiteren Entwicklung nehmen. Solcher Methoden bedienen sich im Geschäftsleben die Halsabschneider.“

„Fasse es auf, wie du willst, was ich verlange, ist in solchen Fällen üblich. Du könntest ja dein Glück in einem an-

deren Landesteil versuchen. Ich muß jedenfalls verhindern, daß meiner Firma in ihrem Kundenbereich durch dich eine Konkurrenz entsteht, die ich auch noch hochgepäppelt hätte.“

„Feine Gedanken! Und wenn meine Versuche gelängen — wärest du dann bereit, meine Maschinen zu bauen?“

Hahl lächelte spöttisch. „Nein. Es gäbe ja für dich die Möglichkeit, deine Erfindung einer Maschinenfabrik anzubieten. Aber es ist müßig, darüber zu sprechen, denn deine weiteren Versuche werden ebenso mißlingen wie die ersten. Du würdest gezwungen sein, in unserem Fach zu bleiben, und ich muß mich sichern, daß das nicht als Konkurrenz geschieht. Deine Äußerungen vor einigen Tagen waren deutlich genug.“

„Du weißt genau, daß diese Äußerungen sich nur auf meine Versuche mit der Maschine bezogen.“

„Und wovon wolltest du leben, wenn du deine eigene Werkstatt hättest? Von den Versuchen? Mach mir doch nichts vor! Mit den Versuchen könntest du dich nur nebenbei beschäftigen. Du müßtest dich einfach um andere Aufträge kümmern und müßtest mir dabei notwendigerweise in die Quere kommen. Davor muß ich mich sichern.“

„Dann aber Sicherheit auf Gegenseitigkeit: Ich verpflichte mich, in den nächsten Jahren keine eigene Werkstatt zu gründen — du verpflichtest dich, meine Maschine zu bauen, sobald das Modell funktionstüchtig ist. Diese Verpflichtung dürfte dir nicht schwerfallen, denn du hast kein Risiko. Wenn es mit meinen Versuchen nichts wird, wie du glaubst, tritt sie ja nicht in Kraft, während ich meine Verpflichtung einhalten muß.“

„Versuche doch nicht, mich zu überfahren!“ brauste Hahl auf.

„Auch deine Moore-Maschine war funktionstüchtig und trotzdem eine große Pleite. Denkst du, ich stecke Tausende in die Ausrüstung der Fabrik, um dann wieder einen solchen Zusammenbruch zu erleben? Es sind doch alles Phantastereien! — Also gehst du auf meine Vorschläge ein?“

„Nein“, sagte Mergenthaler entschlossen. „Was du verlangst, hat mit Vorsicht und Geschäftstüchtigkeit nichts mehr zu tun,

es ist eine Unverschämtheit. Ich ziehe daraus meine Konsequenzen.“ Er erhob sich und schritt zur Tür.

„Dann ziehe sie nur!“ rief Hahl ihm im höchsten Zorn nach.
„Zieh am besten überhaupt ab!“

Gelassen entgegnete Mergenthaler: „Dazu brauchst du mich nicht erst aufzufordern. — Ich glaube, drei Tage genügen, um dir alles ordnungsgemäß zu übergeben.“

Vor der Tür stand Mary. „Ich habe alles gehört“, sagte sie verstört. „Was seid ihr beide für Dickköpfe! Bei einigem guten Willen hätte alles gut werden können.“

„Es tut mir für dich leid, Mary. Aber ich lasse mich in meiner Arbeit nicht durch Egoismus und Unverständnis einengen.“

„Und deine Entscheidung ist endgültig?“

„Ja. Dein Mann hat nichts getan, um sie mir schwer zu machen. — Vielen Dank für alles, Mary, du hast dich redlich bemüht.“

Am selben Tag noch schrieb Mergenthaler einen Brief an James Clephane. Das Schreiben vertraute er Bob an, der am folgenden Morgen für die Firma in Washington zu tun hatte.

Der Kutscher wog den Brief schwer in der Hand. Ein wenig gequält fragte er: „Ist's denn wirklich wahr, daß Sie — daß Sie gehen wollen? Im Haus sprechen sie davon.“

„Ja, Bob, es muß sein. Doch nimm es nicht zu tragisch! Für die Firma ist es sicher besser, wenn ich sie verlasse. Und den Brief besorgst du gut, nicht wahr?“ Mergenthaler drückte ihm einen Geldschein in die Hand.

Da murmelte der Kutscher: „Mir wär's lieber, es brauchte nicht zu sein.“

Auf eigenem Weg weiter

Um peinliche Szenen zu vermeiden, verabschiedete sich Mergenthaler in der Fabrik nur von Meister Steiner.

„Am liebsten würde ich mitgehen“, meinte dieser traurig. „Wir

haben immer gut zusammengearbeitet, nun wird es hier wohl leer für mich werden. Aber ich bin dem Chef verpflichtet.“

„Es wäre auch nicht gut, wenn man mir nachsagen könnte, ich hätte Hahls besten Mann mitgenommen“, entgegnete Mergenthaler. „Alles Gute weiter, Meister!“

In der Wohnung ließ sich nur Sus sehen, Mary und ihr Mann hatten sich zurückgezogen. Sus reichte Mergenthaler stumm die Hand, andauernd über die Augen wischend.

Vor der Haustür wartete Bob. Grimmig erklärte er: „Das Gepäck ist vorhin von einem Diener des Hotels abgeholt worden.“

„Sei darum nicht traurig“, sagte Mergenthaler. „Ich weiß, du wolltest es hinbringen, aber Verbot ist nun einmal Verbot. Du hättest nur Scherereien gehabt.“

Mergenthaler hatte in dem kleinen, aber sauberen Hotel „Zum Hafen“ zwei Zimmer gemietet. Hier sollte vorläufig sein Zuhause sein.

An diesem Tag erledigte er noch einige wichtige Dinge, sprach auf der Bank vor, in der er seine Ersparnisse hinterlegt hatte, besuchte auch den Steindrucker Carpenter, mit dem er ein längeres Gespräch führte.

Am folgenden Tag fuhr er nach Washington, zunächst zu James Clephane. Herzlich begrüßte ihn der Gerichtsssekretär, doch er war, wie es Mergenthaler schien, ziemlich bedrückt. Die Ursache ließ er auch gleich erkennen: „Ihr Brief, lieber Mergenthaler, hat mich doch ziemlich erschüttert. Gab es denn gar keine Möglichkeit, sich wieder zu versöhnen?“

„Nein, keine.“

„Der eigentliche Sünder bin ja ich, schließlich hatte ich Ihrem Vetter Moores Erfindung warm empfohlen. Es tut mir leid, wirklich.“

„Lassen wir am besten alles auf sich beruhen, Mister Clephane. Warum ich zu Ihnen komme, habe ich Ihnen in meinem Brief ausführlich dargelegt. Sind Sie bereit, mir zu helfen?“

„Ja natürlich. Ich bin sogar dazu verpflichtet, nachdem ich die Sache mit eingebrockt habe. Aber erzählen Sie mir doch erst, wie Sie sich alles Weitere vorstellen. Mehr, als daß Sie die Versuche in eigener Werkstatt fortsetzen wollen, weiß ich nicht.“

„Damit ist eigentlich auch das Wichtigste gesagt. Ich habe inzwischen von dem Steindrucker Carpenter in Baltimore ein kleines Gebäude gepachtet, das er aufgegeben hat, weil er sich neu einrichtet. Hier will ich beginnen. Für den Anfang brauche ich aber an finanziellen Mitteln mehr, als meine Ersparnisse ausmachen. Meine erste Bitte wäre also, mir Geld auf längere Sicht zu leihen. Meine zweite Bitte lautet, mir bei der Suche nach Kunden behilflich zu sein. Ich möchte nicht an Hahls Kunden herantreten, sein Geschäft nicht schädigen. Es können zunächst kleinere Kunden sein, die ich mit einer Werkstatt von fünf, sechs Leuten bedienen kann.“

Nachdenklich blickte Clephane vor sich hin. „Ich bin natürlich grundsätzlich bereit, Ihnen in beiderlei Hinsicht zu helfen. Doch ich hätte gern gewußt, in welcher Weise Sie die Versuche fortsetzen wollen.“

„Ich habe daran gedacht, eine Maschine zu entwickeln, die beim Drücken auf die Tasten Buchstaben aus Magazinen auswirft und sie in einer Rinne zu Wörtern und Zeilen sammelt. Außerdem...“

„Aber das gibt es doch schon, lieber Freund“, entgegnete Clephane heftig. „Denken Sie an die Setzmaschinen des Böhmen Tschulik und des Dänen Rosenberg!“

„Gewiß“, unterbrach ihn Mergenthaler, „aber diese Maschinen brauchen noch die Hilfe eines zweiten Mannes, der die gesetzten Zeilen von der Maschine abnimmt, sie erst durch Zwischenstückchen in Wörter teilt und in die gewünschte Länge bringt. Meine Maschine soll auch diese Arbeit übernehmen.“

Clephane erhob sich, trat an das Fenster. Dem Besucher den Rücken zugewandt, sagte er nach einer Weile: „Hören Sie zu, Mister Mergenthaler, und denken Sie darüber nach! So ver-

lockend auch der Gedanke für Sie ist, eine vollkommene Buchstaben-Setzmaschine zu bauen, Sie würden auf ausgetretenen Pfaden wandeln. Außer den vorhin von mir Genannten befassten sich in Europa noch eine ganze Anzahl weiterer Erfinder mit diesem Problem. Seit vielen Jahren laufen ihre Maschinen in europäischen Druckereien, sogar in der kaiserlich-königlichen Staatsdruckerei in Wien. Man pries ihre Erfolge. Die Maschine des Franzosen Delcambre soll 6000 Buchstaben in der Stunde setzen. Rosenberg gibt die Leistung seiner Maschine sogar mit 10000 Buchstaben an, Tschuliks Maschine ersetzt angeblich zwölf Handsetzer. Imponierend, nicht wahr? Und doch — keine dieser Maschinen hat sich durchgesetzt, weder in Europa noch in unseren doch so neuerungshungrigen Vereinigten Staaten. Ich kenne sogar zwei Druckereien, in denen man nach längerem Ausprobieren der Rosenbergschen Maschine wieder zur Methode des herkömmlichen Handsetzens zurückkehrte, weil sie zuverlässiger, sauberer und beim Verwenden verschiedener Schriftarten beweglicher ist. — Nein, junger Freund, etwas Neues muß her, etwas wirklich Neues, wenn es einen durchschlagenden Erfolg geben soll. Und nur das findet meine Unterstützung. Deswegen stellte ich mich hinter Moores Idee.“

„Das hieße also, Sie würden mit Ihrer Hilfe warten, bis ich Ihnen etwas nach Ihrer Meinung ganz Neues vorführe?“ fragte Mergenthaler enttäuscht.

„Ganz so ist es nicht. Ich komme nicht nur mit einer Forderung, ich verbinde diese gleich mit einer Idee. Gehen Sie darauf ein, haben Sie meine Hilfe vom ersten Tag an.“

„Und diese Idee wäre?“

„Eine Matrizenprägemaschine in Verbindung mit dem Stereotypverfahren. Entwickeln Sie eine Maschine, mit der man die einzelnen Buchstaben in Papiermaché* prägen und die so her-

* Aus einem Papierbrei hergestellte, hart gewordene Masse, hier als eine Art Pappe flachgewalzt.

gestellten Zeilen mit Metall ausgießen kann. Auf diese Weise erhalten Sie ohne jeglichen Handsatz eine Druckform, eine sehr dauerhafte sogar. Und auch das leidige Ablegen der Buchstaben nach Gebrauch entfällt.“

Erstaunt, fast erschrocken blickte Mergenthaler auf. „Das — das ist ja auf den ersten Blick eine verblüffende Lösung!“ stieß er hervor.

„Nicht wahr? Also gehen Sie darauf ein?“

Mergenthaler stimmte zu. „Ich werde es gründlich überdenken, Mister Clephane.“

Sie besprachen noch alle Einzelheiten der in Aussicht gestellten Hilfe.

An diesem Tage erledigte Mergenthaler noch einige andere Wege: Er suchte die Wohnungen von Henry Thomas und Werner Bergner auf, der Freunde seiner Washingtoner Zeit. Beide waren verzogen, doch wußte Bergners einstige Hauswirtin, daß er in einer Speditionsfirma tätig sei. Dort fand Mergenthaler nicht nur Bergner, sondern auch Thomas, sie waren als Lader beschäftigt.

Nach einer herzlichen Begrüßung brachte Mergenthaler sein Anliegen vor: „Ich brauche in meiner Werkstatt einige tüchtige Leute, auf die ich mich verlassen kann. Wollt ihr zu mir kommen?“

„In eigener Werkstatt?“ fragte Thomas erstaunt. „Ich dachte, du kämst im Auftrag von August Hahl, um das Versprechen wahr zu machen, das er uns einmal gegeben hat. Wir warten ja nun schon lange darauf.“

Mergenthaler seufzte. „Ach ja, ich weiß. Aber da ist inzwischen viel Unerfreuliches geschehen. Ich bin gekommen, selbst das Versprechen einzulösen. Ich hoffe, daß ihr deswegen nicht enttäuscht seid.“

„Erzähle!“ bat Bergner. „Du hast dich, wie es scheint, von August Hahl getrennt?“

Schnell berichtete Mergenthaler. „Doch lassen wir das jetzt!“ sagte er zum Schluß. „Ich baue mir nun eine eigene Werkstatt

auf, nicht groß zunächst, aber die Aussicht, voranzukommen, ist gut. Wollt ihr?“

Bergner nickte nachdenklich. „Wieder im Beruf arbeiten und dazu bei dir — nicht übel. Was meinst du, Henry?“

„Hm, nicht übel. Ich mache mit.“

Sie vereinbarten, daß die Freunde sich in zwei Wochen im Hotel „Zum Hafen“ in Baltimore einfinden sollten.

Und wieder neue Versuche

Entgegen der hier üblichen Bauweise bestanden die Wände des von Mergenthaler gepachteten Werkstattgebäudes aus Naturstein. Sie waren so stark, daß ohne Bedenken später ein zweites Stockwerk aufgebaut werden konnte. Vorläufig begnügte sich Mergenthaler aber damit, einen kleinen Vorbau errichten zu lassen, in dem er das Kontor unterbrachte. Von dem für den Anfang verhältnismäßig großen Fabrikationsraum trennte er durch eine massive Wand einen Teil ab, hier wurde das Konstruktionsbüro eingerichtet. Auf der entgegengesetzten Seite ließ er einen Dampfkessel, der die Antriebskraft für die Maschinen lieferte, auf ein starkes Fundament setzen.

Es wurden Wochen harter Arbeit. Die Einrichtung der Werkstatt und die ersten Fabrikationsversuche für die ihm von Clephane vermittelten Kunden nahmen Mergenthalers Kraft so in Anspruch, daß er die Vorarbeiten und ersten Versuche zum Bau einer Prägemaschine nach Clephanes Vorschlag zurückstellen mußte. Erst als Thomas, Bergner, die vier anderen Mitarbeiter und die Kontoristin eingearbeitet waren und der Betrieb ohne nennenswerte Störung lief, begann er damit. Henry Thomas hatte er mit den Aufgaben eines Meisters betraut. Er sollte ihm auch, wenn es notwendig sein würde, bei den Entwicklungsarbeiten für die Prägemaschine zur Hand gehen. Schon nach dem ersten genauen Überdenken von Clephanes Idee und den ersten Versuchen erkannte Mergenthaler, daß er

auf diese Weise nicht zum Ziel kam. In einem Brief an den Gerichtsssekretär schrieb er: „Auch mit kräftigem, nachhaltigem Druck lassen sich die einzelnen Buchstaben nicht gleichmäßig tief und sauber in das Papiermaché prägen, darum ist auch ein sauberes Ausgießen der Zeilen nicht möglich. Das aber stellt die Verwendbarkeit der Stereotyp-Methode für unsere Zwecke in Frage. Ich glaube einen besseren Weg gefunden zu haben. Bitte, besuchen Sie mich. Ich kann leider nicht zu Ihnen kommen, bin hier so in die Arbeit eingespannt, daß ich keinen Tag versäumen darf.“

Nach wenigen Tagen traf von Clephane ein Brief ein, es waren nur wenige Zeilen: „Ich bin krank, bettlägerig, kann in absehbarer Zeit nicht kommen. Verfahren Sie getrost so, wie Sie es für richtig halten, und berichten Sie mir gelegentlich über den Stand der Versuche.“

Mergenthaler setzte ohne Säumen die Versuche fort. Es ging darum: Das Prägen der Matrizen durfte nicht buchstabenweise vorgenommen werden, sondern mußte zeilenweise geschehen. Auch das Adjustieren — das Ausschließen der Zeilen, um diesen eine gleichbleibende Länge zu geben — mußte vor dem Prägen von der Maschine erledigt werden.

Verbissen arbeitete Mergenthaler an seinen Plänen. Am Tag mit der laufenden Fabrikation beschäftigt, wandte er sich am Abend seiner Erfindung zu. Bis in die späten Stunden arbeitete er. Manchmal zog er auch Henry Thomas zu Rate. Er entwarf — und er verwarf wieder, was er sich in tagelanger Arbeit ausgedacht hatte, bis er endlich ein Modell ausgearbeitet zu haben glaubte, dessen praktische Ausführung er in Angriff nehmen konnte.

Doch nur langsam, unter Überwindung großer Hindernisse, schritt die Arbeit voran. Was auf dem Papier theoretisch funktionieren mußte, versagte — fertig montiert — oft den Dienst. Die Buchstaben fügten sich nicht schnell genug zu Wörtern und Zeilen zusammen, das Prägen der Zeilen in das Matrizenpapier ging meist nur stockend vor sich. Den größten Kum-

mer bereitete aber das saubere Ausgießen der Matrizen, das gesondert in einer Apparatur, einem Gießrahmen, vorgenommen werden mußte. Solange das nicht einwandfrei vor sich ging, war alle Arbeit zwecklos. Das Prinzip dieser Stereotyp-Methode war richtig, das erkannte der Suchende immer wieder, aber der Weg, dasselbe zu verwirklichen, war überaus schwierig.

Mergenthaler rechnete, zeichnete, feilte, polierte, montierte, betätigte die Tastatur der Maschine, prägte, goß wieder und wieder in unendlicher Folge. Er tat es am Tag, am Abend, nachts im Traum. Thomas und Bergner vermochten ihm nur bei den Montagearbeiten zur Hand zu gehen, ihn aber nicht mehr zu beraten, mit ihrem technischen Verständnis und Können waren sie am Ende.

Zwar ließ Mergenthaler sich nicht entmutigen, aber der Umgang mit ihm war schwieriger geworden. Er verschloß sich, war gereizt, fuhr seine Mitarbeiter an, wenn ein ruhiges, mahnendes Wort genügt hätte. Sie verstanden ihn auch nicht immer, wußten ja nicht, daß er noch mit einer anderen Sorge zu kämpfen hatte, der wirtschaftlichen. Seine Ersparnisse waren längst aufgebraucht, das Geld, das ihm Clephane geliehen hatte, auch, und die Einnahmen aus dem Geschäft reichten gerade aus, um die Schulden, die durch die Errichtung der Werkstatt entstanden waren, und die laufenden Ausgaben an Löhnen und Pacht zu decken.

Sollte August Hahl wirklich recht gehabt haben, als er ihm zurief, es seien doch alles nur Phantastereien und sie würden zum Ruin führen? „Nein — nein!“ schrie Mergenthaler eines Abends sich selbst an, als er wieder einmal verzweifelt mit seinen Sorgen und Problemen rang. „Nur der Weg — der richtige Weg...!“ Er mußte, er würde ihn finden. Hatte er nicht als Junge schon einmal unmöglich Erscheinendes möglich gemacht, damals, als er die Kirchturmuhre in Ensingen reparierte? Doch bei diesem Gedanken lachte er gequält auf. Die Kirchturmuhre! Sie war doch schon da, und außer der Angst vor Strafe gab es

damals kein nennenswertes Risiko. Die Maschine aber, die gut funktionierende Prägemaschine mußte erst noch geschaffen werden; daran hing seine Existenz, darin steckte eine lange Zeit entsagungsvoller Arbeit und verbissenen Strebens. „Es muß gelingen — es muß!“ hämmerte er sich ein.

Drohende Gefahr

An einem Abend — es war Herbst geworden — machte sich Mergenthaler frühzeitiger als sonst auf den Weg nach Hause. Er hatte sich inzwischen zwei Zimmer in einem Haus gemietet, das in der Nähe der Werkstatt lag. Er war erschöpft, heftige Kopfschmerzen hatten ihn gezwungen, die Arbeit für diesen Tag zu beenden.

Längst war die Dunkelheit hereingebrochen. Eine Gaslaterne an der Straße spendete trübes Licht.

Als er sich der Laterne näherte, sah er eine Gestalt, die sich langsam in deren Lichtkreis begab. Es war ein etwas dicklicher Mann, gut angezogen, wie es schien. Ohne ihn weiter zu beachten, wollte Mergenthaler an ihm vorbeigehen.

Der Fremde trat ihm rasch in den Weg. Freundlich den Hut ziehend, fragte er: „Mister Ottmar Mergenthaler, nicht wahr?“

Erstaunt entgegnete dieser: „Ja, Sie wünschen?“

„Mein Name ist Watson. Ich möchte Ihnen ein Geschäft vorschlagen.“

„Aber doch nicht jetzt und hier!“ entgegnete Mergenthaler gereizt. „Kommen Sie morgen in meine Werkstatt!“

„O nein. Jetzt und hier! Wir brauchen für dieses Geschäft weder Zeugen noch besondere Förmlichkeiten.“

„Solche Geschäfte sind aber durchaus nicht nach meinem Sinn, Mister Watson. Ich ersuche Sie, mir...“

„Aber nicht doch!“ unterbrach ihn der andere ein wenig überheblich. „Ich und meine Interessenten möchten aus bestimmten Gründen ausnahmsweise von dem üblichen Weg absehen.“



Es wird ja nicht Ihr Schaden sein. Dreitausend Dollar sind schließlich kein Pappenstiel.“

Mergenthaler war nun doch neugierig geworden. Es reizte ihn zu wissen, welcherart dieses dunkle Geschäft sein sollte. „Sie wollen mir also dreitausend Dollar zahlen, wenn ich Ihnen etwas Bestimmtes liefere?“

„So ist es. Und dieses Bestimmte ist die Verpflichtung, sich nicht mehr mit der Entwicklung der Prägemaschine zu befassen.“

„Ah!“ entfuhr es Mergenthaler, und überrascht trat er einen Schritt zurück. Nur mit Mühe konnte er sich beherrschen.

Wollte er jedoch mehr erfahren, mußte er sich interessiert stellen. „Das ist ja ein seltsamer Wunsch. Wer sind denn Ihre Auftraggeber?“

„Einige Druckereien, die Namen tun nichts zur Sache. Die Verpflichtung ist vorbereitet, Sie brauchen sie nur zu unterschreiben. Die dreitausend Dollar zahle ich Ihnen sofort aus. Sie sehen, es ist ein ganz reelles Geschäft.“

„Aber warum legen denn Ihre Leute so großen Wert darauf, daß ich mich nicht mehr mit der Maschine befasse?“

„Weil sie für ihre Geschäfte darin eine große Gefahr erblicken. Das ist doch leicht begreiflich.“

„Nein, das verstehe ich nicht. Jeder Fortschritt kann von einem einsichtigen Geschäftsmann doch nur begrüßt werden. Und überhaupt: Von wem wissen denn Ihre Interessenten, daß ich an einer solchen Erfindung arbeite?“

Unwillig entgegnete der Fremde: „Ich bin nicht befugt, mich weiter darüber zu äußern, habe nur das Geschäft abzuwickeln. Bedenken Sie: dreitausend Dollar! Das deckt nicht nur Ihre Unkosten, das wirft auch noch einen beträchtlichen Gewinn ab.“

„Bestellen Sie Ihren Auftraggebern, daß ich verzichte“, sagte Mergenthaler scharf. „Wer Verantwortung für den Fortschritt trägt, ist nicht käuflich — ich jedenfalls nicht! Guten Abend!“ Brusk wandte er sich ab und schritt weiter.

„Viertausend Dollar“, rief ihm der Fremde nach. Als er sah, daß sein Bemühen erfolglos war, schrie er: „Sie — Sie werden es bereuen!“

Mergenthaler hatte eine unruhige Nacht. Empfand er auch Genugtuung darüber, daß man den Wert seiner noch nicht einmal ganz fertiggestellten Maschine bereits so hoch einschätzte, bedrückte ihn doch die Drohung des Fremden. Es war ihm bisher noch gar nicht bewußt geworden, daß Außenstehende ihm und seiner Arbeit eine solche „Aufmerksamkeit“ entgegenbringen könnten. Und woher wußten diese Leute eigentlich von seinem Vorhaben? Hatte etwa Clephane darüber gesprochen? Ein Vertrauensbruch wäre es nicht gewesen, denn sie hatten

in dieser Hinsicht keinerlei Vereinbarungen getroffen. Darum beschloß er auch, ihm gegenüber von diesem Vorfall zu schweigen. Clephane würde sonst vielleicht ängstlich, unsicher werden, und das konnte sich auf ihre Zusammenarbeit ungünstig auswirken.

Dagegen sprach Mergenthaler am nächsten Morgen mit seinen Mitarbeitern über den Vorfall. Er hatte Mühe, ihre Empörung zu besänftigen. Schließlich kamen sie überein, die Maschine allabendlich nach Abschluß der Montagearbeiten mit einer Schutzumkleidung aus starkem Blech zu versehen und einen Wachdienst einzurichten, an dem sich im Wechsel alle beteiligten. Die Pläne für die Maschine verschloß er in den kleinen Stahlschrank im Konstruktionsbüro.

Allen Schwierigkeiten zum Trotz war die Maschine drei Wochen später fertig. Mergenthaler hatte Clephane eingeladen, sie zu besichtigen. Der Gerichtssekretär war auch pünktlich gekommen, stumm, aufmerksam lauschte er den Erläuterungen, die Mergenthaler an der Maschine gab. „Das war es theoretisch“, schloß dieser seine Erklärung, „nun lassen Sie mich zum Praktischen übergehen!“ Er zog einen Stuhl heran und setzte sich vor die Tastatur der Maschine. Sie war durch zahlreiche Drähte mit darüberliegenden Magazinen verbunden. Drückte Mergenthaler auf eine Taste, wurde der gewünschte Buchstabe oder ein Zwischenstück zu einem Sammler in Bewegung gesetzt. Dort reihte sich Buchstabe an Buchstabe, Wort an Wort, bis eine Zeile gefüllt war. Mit einem Hebeldruck leitete Mergenthaler dann den Prägevorgang ein: Die Zeile wurde in Papiermaché gedrückt, und das ergab die Matrize, die dann noch mit Metall ausgegossen werden mußte. Beliebige Zeilen untereinandergerieht und in einen Rahmen gespannt, ergaben die Druckform.

„Großartig — großartig!“ rief Clephane begeistert, als Mergenthaler ihm eine Matrize überreichte. „Ach, wie habe ich auf



VORFÜHRUNG DER ERSTEN PRÄGENDEN BANDMASCHINE

diesen Augenblick gewartet! Wirklich, Sie können zufrieden sein!“

„Nein, das bin ich nicht!“ entgegnete Mergenthaler hart. Er erhob sich. „Das Prinzip ist richtig, aber... Bitte, Mister Clephane, kommen Sie mit mir.“ Er führte den Gast in das Konstruktionsbüro. „Das Prinzip ist richtig“, wiederholte er dort, „doch nach dem gegenwärtigen Stand ist die Maschine nur ein Spielzeug, auf das jeder Handsetzer mitleidig herabblicken muß.“

Clephane beehrte auf: „Aber was reden Sie denn da! Vielleicht bedarf die Maschine noch einer gewissen Reife, einiger Ver-

besserungen, das ist bei jeder Erfindung so. — Was ärgert Sie denn noch an ihr?“

„Vieles. Zum Beispiel arbeitet sie noch zu langsam. Sie prägt auch nicht exakt genug, und das ergibt beim Ausgießen der Matrizen noch immer unsaubere Zeilen. Vor allem aber nimmt das Ausgießen noch zu lange Zeit in Anspruch. Alles in allem: Die herkömmliche Art, eine Druckform herzustellen, nämlich durch Handsatz, ist immer noch rentabler und sauberer.“

„Aber Sie sind doch zumindest nahe am Ziel, ich habe eine Nase für so etwas. Die Mängel lassen sich gewiß durch technische Verfeinerungen ausmerzen.“

Mergenthaler starrte finster vor sich hin. Schließlich sagte er mit dumpfer Stimme: „Ich weiß es. Doch das wird noch Monate in Anspruch nehmen, Mister Clephane, und dazu habe ich — keine Luft mehr. Ich bin am Ende.“

„Oh!“ Der Sekretär erhob sich erschrocken von seinem Sitz, ließ sich aber gleich wieder fallen. „Am — am Ende? Finanziell?“

„Ja. Und wenn Sie mir nicht noch einmal helfen, muß ich vorläufig die Arbeit an der Maschine einstellen und mich ausschließlich der Fabrikation meiner Werkstatt widmen. Ich habe schon mehr Geld, Zeit und Kraft in die Versuche gesteckt, als mein Betrieb vertragen kann. Es ist mir schwer genug, Ihnen das zu sagen, aber...“

Nun blickte Clephane finster vor sich hin. Seine schlanken Finger trommelten nervös auf der Tischplatte. „Ich muß sagen, ich bin — bin betroffen, Mister Mergenthaler. Ich habe Ihnen schon viel Geld vorgeschossen, mehr, als ich ursprünglich vorgesehen hatte. Mein Vertrauen zu Ihnen und zur Sache...“

„Und nun haben Sie dieses Vertrauen verloren, nicht wahr?“

„Aber nein — aber nein! Nur, ich muß nun auch einen Erfolg sehen, das werden Sie verstehen. Vorhin, als Sie an der Maschine arbeiteten und mir die Matrize übergaben, glaubte ich den Erfolg in den Händen zu halten. Doch nun haben Sie mir alle Freude genommen.“

„Es wäre eine Lüge gewesen, Ihnen die Mängel zu verschweigen, eine gefährliche Illusion, vor ihnen die Augen zu schließen.“

„Das ist ein klares Wort. Doch warum haben Sie mich vorzeitig gebeten, zu Ihnen zu kommen, um mir die Maschine vorzuführen? Sie hätten doch erst noch die notwendigen Verbesserungen vornehmen können.“

„Weil ich von Ihnen eine weitere Unterstützung erbitten wollte, mußte, mich aber verpflichtet fühlte, Ihnen über das bisher Erreichte Rechenschaft zu geben.“

„Hmhm“, brummte Clephane. Er erhob sich, schritt nachdenklich auf und ab. Nach einer Weile blieb er neben Mergenthaler stehen, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Also gut. Machen Sie weiter! Zwar werde ich Ihnen keine nennenswerte Hilfe mehr geben können, aber ich weiß eine andere Möglichkeit. In spätestens einer Woche haben Sie Nachricht.“

„Diese Nachricht muß Geld sein, Mister Clephane.“

„Ich werde alles versuchen, das verspreche ich Ihnen.“

An diesem Abend war es wieder spät geworden, als Ottmar Mergenthaler sich zum Gehen anschickte. Die Wache in der Werkstatt hatte diesmal Werner Bergner.

Als der Chef den Werkraum zum Kontor hin verließ, löschte Bergner alle Lampen bis auf eine, in deren Lichtkreis die Prägemaschine, von einem Blehschutz umgeben, stand.

Es war ein kalter Winterabend. Der fast volle Mond verbreitete ein fahles, dämmriges Licht. Sorgfältig verschloß Mergenthaler die Kontortür.

Noch hatte er den Schlüsselbund in der Hand, da wurde er von der Hausecke her, die im Schatten lag, leise angerufen. Erstaunt wandte er sich dem Rufer zu. Diese untersetzte, kräftige Gestalt, diese Stimme kannte er doch! Das war — ja, das war ... „Meister Steiner!“ entfuhr es ihm. „Was ...?“

„Pst!“ mahnte Steiner. „Komm mal her!“

Mit wenigen Schritten war Mergenthaler bei ihm. Nur flüchtig drückten sie sich die Hände.

„Es braucht niemand zu wissen, daß ich hier bin“, sagte Steiner leise. „Darum habe ich dich heimlich abgepaßt. Frag nicht, hör zu!“

„Aber wollen Sie nicht mit in mein...?“

„Hör zu!“ wiederholte Steiner dringlich. „Irgend jemand hat gegen dich was vor. Sus hat verschiedenes mitgekriegt, als August Hahl und seine Frau sich unterhielten. Sie hinterbrachte es Bob, und der sagte es mir. Daraufhin fragte ich Sus gründlich aus. Es ist so: Vorgestern fand sich bei Hahl ein Fremder ein und hatte mit ihm ein längeres Gespräch. Es ging um dich. Hahl wäre doch ein von dir Geschädigter, so wie er und einige andere, denen du Kunden weggeschnappt hättest.“

„Ich habe niemandem Kunden weggeschnappt.“

„Unterbrich mich nicht!“ mahnte Steiner ärgerlich. „Jedenfalls sagte der Fremde so, und er muß wohl Hahl gefragt haben, ob er bereit wäre, mit ihm und einigen anderen von dir Geschädigten gerichtlich gegen dich vorzugehen — oder außergerichtlich. Außergerichtlich! Du weißt, was das hierzulande heißt. Dein Vetter ist aber wohl nicht darauf eingegangen, denn der Fremde sagte, als er ging: ‚Na, dann lassen Sie es eben sein. Wir werden auch ohne Ihre Hilfe mit ihm fertig.‘ Das scheint eine ganz krumme Sache zu sein. Ich wollte dich warnen, nur Bob weiß, daß ich hier bin. Hast du eine Ahnung, wer es sein könnte, der dich fertigmachen will?“

Mergenthaler lachte auf. „Und ob ich es weiß!“ In kurzen Zügen berichtete er Steiner über die nächtliche Begegnung mit Mister Watson. „Und nun wollten die feinen Herren meinen Vetter in ihre faule Sache einspannen! Anständig, daß er sie abgewiesen hat.“

„Na ja, wenn er ganz anständig gewesen wäre, hätte er dich eigentlich verständigen müssen.“

„Er will eben nichts mehr mit mir zu tun haben. Aber wirk-



lich: Ich habe weder ihm noch anderen Kunden weggeschnappt.“

„Ich glaube dir schon. Du siehst aber, mit welchen Mitteln die Leute arbeiten. Halte die Augen und Ohren offen! Und wie gesagt: Es darf niemand wissen, daß ich bei dir war, vor allem Hahl nicht, ich bin von ihm abhängig. Alles Gute!“ Steiner klopfte ihm flüchtig auf die Schulter und wandte sich sogleich ab.

Mergenthaler rief ihm verhalten einen Dank nach.

Die neue Idee

Vor den drückenden Sorgen trat Steiners Warnung in den Hintergrund. Voller Ungeduld wartete Mergenthaler auf Clephanes Nachricht. Genau am siebenten Tag traf sie ein. Doch sie war niederschmetternd! Zwar schrieb der Sekretär, er werde noch einmal dreihundert Dollar überweisen, darüber hinaus könne er aber finanziell nichts mehr für die Sache tun. Die Möglichkeit, von der er gesprochen habe, sei im Augenblick nicht zu erschließen. Es handele sich um einen Freund, einen Rechtsanwalt, den er mit der Sache vertraut gemacht habe und dem er sich als Bürge angeboten. Dieser sei wohl bereit, zur serienweisen Herstellung einer fertig entwickelten, einwandfrei funktionierenden Maschine Geld gegen einen mäßi-

gen Zins zu leihen, für Entwicklungsarbeiten selbst stelle er jedoch nichts zur Verfügung. Vielleicht sei es ihm, Mergenthaler, doch möglich, die der Prägemaschine noch anhaftenden Mängel in kurzer Zeit zu beseitigen. Dann würde der Recäts-anwalt auch der Sache nähertreten.

Zornig knüllte Mergenthaler den Bogen zusammen. „Ich bin doch kein Hexenmeister, ihr Herren!“ schrie er, mit der Faust auf den kleinen Papierknäuel schlagend. „Es braucht noch Monate — Monate — Mo—na—te!“ Stöhnend lehnte er sich zurück. „Und so lange kann ich doch nicht warten.“

Die Kontoristin, die ihm gegenüber saß, war erschrocken zusammengefahren, schaute ihn mit großen Augen an. „Ist — ist Ihnen nicht gut, Mister Mergenthaler?“ stotterte sie. „Soll ich Ihnen Tee brühen?“

Mergenthaler beugte den Oberkörper wieder vor, stützte den Kopf in die Hände. Heiser sprach er: „Da gibt es Halunken, die mir dreitausend, viertausend Dollar für ein unfertiges Ding bieten, ohne es auch nur gesehen zu haben, und da gibt es einen ehrenwerten klugen Mann, der genau weiß, worum es geht, bei dem dessen Freund für mich bürgt und der trotzdem für das gleiche Ding nicht einen Cent übrig hat! Können Sie das verstehen, Miß Humper?“

„Ich — ich weiß nicht, was Sie meinen.“

„Dann will ich es Ihnen deutlicher sagen: Oberflächlich informierte Halunken glauben an mich und meine Erfindung. ein gut informierter Rechtsanwalt aber selbst gegen Sicherheiten nicht. Ist das nicht prächtig? Ist das nicht zum Lachen?“ Mergenthaler begann wirklich zu lachen, erst prustend, dann kollernd und kreischend, und immerfort schüttelte er den Kopf.

Es trieb die Kontoristin vom Sitz. Ängstlich trat sie einige Schritte zurück. „Soll ich Ihnen nicht doch Tee brühen, Mister Mergenthaler? Heißer Tee — heißer Tee beruhigt.“

„Hach — hach!“ keuchte Mergenthaler, beide Hände auf die Brust pressend. „Mein Herz — mein Herz!“ Langsam klang die

Erregung ab. Ruhiger sagte er: „Ja, brühen Sie, Humperchen! Und schütten Sie eine tüchtige Portion Whisky hinein! Gießen wir gleich alles zusammen in die lahme Maschine!“ Und wieder lachte er, als habe er einen guten Witz gemacht. „Gießen wir gleich alles zusammen in die lahme Maschine!“ Herausfordernd lagen ihm diese Worte im Ohr. Er stutzte, preßte wie im Schmerz die Lider zusammen. „Gießen — gleich alles zusammen in die lahme Maschine!“ flüsterte er. „Das ist doch — das ist doch...“ Jäh erhob er sich, packte den Papierknäuel und stürmte aus dem Kontor in den Werkraum, die Tür krachend hinter sich zuschlagend.

„Er ist verrückt — er ist verrückt“, hauchte Miß Humper und starnte bewegungslos zur Tür.

Da trat Henry Thomas ein. „Was ist denn los?“ fragte er aufgeregt. „Der Chef ist ja in sein Konstruktionsbüro gejagt, als habe ihn ein Schwarm Wespen überfallen. Und die Tür hat er hinter sich zugeschlossen!“

„Er ist verrückt“, flüsterte die Kontoristin wieder, lauter fuhr sie fort: „Mit ihm nimmt es kein gutes Ende, er ist ja mit den Nerven völlig fertig.“

Ottmar Mergenthaler war keineswegs verrückt. Ihn hatte nur plötzlich eine neue Idee gepackt, die er, wie es seine Art war, sofort überprüfte. Hastig rechnete und zeichnete er, im groben zunächst, skizzenhaft. Einigemal eilte er an die Prägemaschine, es schien, als nehme er Maß an einem nicht vorhandenen Teil. Als Thomas und Bergner ihn fragten, was das werden solle, schüttelte er unwillig den Kopf und sagte: „Später!“ Um die Mittagszeit fuhr er nach Washington. Unterwegs konnte er sich in Ruhe mit dem Gedanken beschäftigen, und es fiel ihm noch manches ein, was er sogleich seinem Notizbuch in Zahlen und groben Skizzen anvertraute. Als er in Washington ausstieg, war er überzeugt, seinem Ziel theoretisch einen gewaltigen Schritt näher gekommen zu sein, jedenfalls was die technische Seite anging.

Auf dem kürzesten Weg begab er sich zu James Clephane. Der

Sekretär war nicht zu Hause. Mergenthaler wartete. Er nutzte die Zeit mit der Überprüfung seiner Theorie. Als nach fast zwei Stunden Clephane endlich erschien, gab es eine ziemlich kühle Begrüßung. „Ich schrieb Ihnen doch alles, Mister Mergenthaler“, sagte der Sekretär zurückhaltend. „Mehr kann ich jetzt wirklich nicht für Sie tun.“

„Ich komme in erster Linie wegen etwas anderem, Mister Clephane. Es geht um eine wichtige, ja entscheidende Verbesserung der Maschine. Wollen Sie mich anhören?“

„Bitte.“ Clephane deutete zu einer gepolsterten Eckbank hin. „Ich will es kurz machen“, begann Mergenthaler eifrig, kaum daß er sich gesetzt hatte. „Was die Stereotyp-Methode bisher so umständlich machte und den größten Zeitverlust beim Herstellen einer Zeile verursachte, war das gesonderte Ausgießen der Matrize. Ein simpler Vorgang brachte mich auf den Gedanken, das Gießen der Zeilen gleich in der Maschine vorzunehmen. Setzen, prägen, gießen — alles gleich hintereinander, ohne daß der Setzer die Maschine verlassen muß, ohne daß...“

Clephane unterbrach ihn: „In der Theorie alles schön und gut. Aber da müßten Sie doch noch einmal fast von vorn anfangen. Das ändert doch die gesamte Konstruktion der Maschine.“

„Das Ziel würde es lohnen. Freilich, eine Umkonstruktion ist erforderlich, ich kann das Neue nicht einfach ankleben.“

„Und wie wollen Sie dieses Neue technisch bewältigen?“

„In die Maschine baue ich ein Schmelzöfchen ein, das mit Gas beheizt wird. Mit Hilfe einer kleinen Pumpe wird jeweils eine gewisse Menge des geschmolzenen Metalls in die Gießform, die geprägte Zeilenmatrize, freigelassen, gerade so viel, wie eben zu einer Zeile benötigt wird. Ein Stoßer drückt die fertig gegossene Zeile zur Seite, durch eine Rutsche fällt sie dann herab in einen Sammler. Hier findet sich nun Zeile um Zeile ein.“

Der Sekretär blieb skeptisch. „Sicher, in der Theorie nicht übel. Trotzdem, ich kann nichts mehr für Sie tun. Es dauert doch wieder Monate, ehe Sie zu einem Erfolg kommen, falls

sich diese Theorie überhaupt verwirklichen läßt. Ein solcher Erfolg muß sich aber bald einstellen — bald, Mister Mergenthaler. Ich habe nie gedrängt, das wissen Sie. Aber letzten Endes steckt auch mein Geld mit drin, und das ist nicht wenig. — Lassen Sie mich bitte ausreden! — Ich rate Ihnen, verbessern Sie die jetzige Maschine! Merzen Sie die ihr anhaftenden Mängel aus, dann arbeitet sie auch schneller und sauberer, das haben Sie mir selbst gesagt. Wenn sie zunächst einmal zwei Handsetzer ersetzt, dann ist das schon ein Erfolg, auf dem sich in den nächsten Jahren weiterbauen läßt. Dann kann ich auch bei meinem Freund etwas für Sie erreichen.“

„Aber da verliere ich doch zuviel Zeit!“ begehrte Mergenthaler auf. „Warum erst dieser Umweg? Das gesonderte Ausgießen der Matrizen wird immer ein Bremsklotz sein, es frißt die Zeit wieder auf, die ich mit der Maschine gewinne, und mag diese noch so gut laufen.“

Clephane wurde unwillig: „Ach, das sagen Sie jetzt, unter dem Eindruck Ihrer neuen Idee. Vollenden Sie doch erst einmal, was Sie begonnen haben! — Warum sind Sie denn überhaupt zu mir gekommen, wenn Sie so hartnäckig nach Ihrem Sinn verfahren wollen?“

„Weil ich —. Ja, warum bin ich überhaupt zu Ihnen gekommen!“ Mergenthaler wischte sich müde über die Stirn. „Sie hatten mir ja alles geschrieben.“ Mühsam erhob er sich. Mit belegter Stimme fuhr er fort: „Ich danke Ihnen für Ihre bisherige Hilfe und Ihr Verständnis, Mister Clephane. Wenn Sie damit einverstanden wären, daß ich Ihnen Ihr Geld in Raten zurückzahle, würde es für mich eine große Erleichterung sein.“

„Aber — aber, so habe ich es doch gar nicht gemeint, lieber Mergenthaler“, stieß der Sekretär verblüfft hervor.

„Am Ende geht es aber darauf hinaus. Entweder endlich Erfolg — oder Schluß mit der Hilfe. Ich kann Sie durchaus verstehen. Es dauert ja auch länger, als ich selbst angenommen hatte.“ Mergenthaler verbeugte sich leicht und verließ das Zimmer.

Nächtliches Abenteuer

An diesem Abend war Henry Thomas zur Nachtwache in der Werkstatt geblieben. Er saß mit Mergenthaler auf einer länglichen Holzkiste vor der Prägemaschine. Eifrig besprachen sie die neue Idee. Sie maßen, rechneten und zeichneten unentwegt und vergaßen dabei die Zeit. Als Mergenthaler nach der Uhr schaute, war es kurz vor Mitternacht.

„Schluß jetzt!“ gebot er. „Wenn es dir recht ist, machen wir morgen abend weiter.“

Auch Thomas erhob sich, doch sein Blick war noch nachdenklich auf die Maschine gerichtet. „Wenn das klappen würde — wenn das klappen würde...“, murmelte er.

„Bleibe in dieser Stellung, blicke dich nicht um!“ unterbrach ihn Mergenthaler leise. „Wir werden beobachtet — durch das Fenster neben dem Tor. Ich habe ein Gesicht gesehen.“

„Den müssen wir kriegen!“ stieß Thomas verhalten hervor.

„Natürlich! Du lenkst ihn ab. Beschäftige dich mit der Maschine, indessen gehe ich unauffällig ins Kontor. Sobald du hörst, daß ich mich von dort aus mit ihm befasse, öffnest du das Tor und packst mit zu.“

Langsam, geräuschlos zog Mergenthaler die im Dunkel liegende Tür des Kontor-Vorbaues auf. Im Schein des aus der Werkstatt fallenden Lichtes erblickte er den Beobachter von der Seite. Es war ein junger Bursche, achtzehn bis neunzehn Jahre alt. Dieses schmale, kantige Gesicht unter dem dunklen Haupthaar kam Mergenthaler bekannt vor, er glaubte es unter den Leuten des Druckers Smith, von dem er sich manchmal beraten ließ, gesehen zu haben.

Der Angriff kam so überraschend, daß der Bursche nur ein unterdrücktes „Oh!“ ausstieß. Mergenthaler hatte ihn von hinten umschlungen und schob ihn zum Tor hin. „Henry!“ rief er.

Da kam Leben in den Gefangenen. Verzweifelt versuchte er sich aus der Umklammerung zu lösen. Doch es war zu spät.

Thomas packte ihn an den Beinen, Mergenthaler ließ den Oberkörper los, so daß dieser nach hinten kippte, und sie zogen den Burschen in die Werkstatt.

Thomas kniete sich sofort auf die Beine des keuchend am Boden Liegenden und machte sich an dessen Taschen zu schaffen. Neben belanglosen Dingen zog er ein zusammengefaltetes Blatt Papier hervor, das er sogleich Mergenthaler übergab.

„Aha!“ sagte dieser grimmig. „Ein Lageplan unserer Werkstatt. Und alles fein säuberlich eingezeichnet. Gute Spionagearbeit! Das kann dich teuer zu stehen kommen, junger Mann. Steh auf und setze dich dort auf die Kiste!“

Nur zögernd folgte der junge Mensch dieser Aufforderung. Er hinkte ein wenig und rieb sich den Hinterkopf. Auf seinem Gesicht lagen Trotz und Abweisung.

„Wie heißt du?“ fragte Mergenthaler.

Der Bursche schwieg, blickte zur Seite.

„Du willst nicht. Na, das erfahren wir bald. Dein Chef, Mister Smith, wird es uns und dem Sheriff wohl sagen müssen.“ Da blickte der andere erschrocken auf. „Woher...?“ stieß er heiser hervor. „Aber er weiß von nichts, hat nichts damit zu tun.“

„Wer ist denn dann dein Auftraggeber? Oder hast du auf eigene Faust gehandelt?“

„Nein.“

„Dann sage, wer es ist! Vielleicht ein Mister Watson?“

Der Bursche biß sich auf die Lippen und schwieg.

„Machen wir kurzen Prozeß mit diesem verstockten Gangster!“ schlug Thomas vor, Mergenthaler zuzwinkernd. „Wir schlagen ihn erst grün und blau und schaffen ihn dann zum Sheriff. Das ist hierzulande altes Recht.“

„Macht's doch — macht's doch!“ schrie da der Gefangene. In seinen dunklen Augen loderte der Haß. „Ihr ruiniert mich und meine Arbeitsgenossen ja sowieso mit eurer Teufelsmaschine und macht uns brotlos.“

„Da haben wir es!“ sagte Mergenthaler. Er blickte den ande-

ren erst eine Weile nachdenklich an, dann zog er kurz entschlossen einen Schemel heran und setzte sich ihm gegenüber. „Diese Meinung ist doch ganz bestimmt nicht in deinem jungen Hirn gewachsen, man hat sie dir eingetrichtert, nicht wahr? Und du bist so dumm, es zu glauben und dich ausnutzen zu lassen.“

„Mach es ihm nur nicht zu leicht“, wandte Thomas ein. „Ganz sicher hat man ihm für seine dreckige Arbeit ein hübsches Sümmchen geboten.“

„Nein — nein!“ begehrte der Gefangene auf. „Mir geht’s nicht ums Geld, mir geht’s darum, daß euer Teufelswerk — ach!“ Er stützte stöhnend den Kopf in die Hände.

„Nun höre mal gut zu, mein Junge!“ nahm Mergenthaler wieder das Wort. „Als Johannes Gutenberg vor ein paar Jahrhunderten das Drucken mit beweglichen Buchstaben erfand, nannten Neider und berufsmäßige Schreiber das auch ein Teufelswerk, und sie feindeten es an. Senefelder hatte wegen seines Steindrucks von Leuten, die in ihm eine aufkommende Konkurrenz sahen, viel Böses auszustehen. Auch Bullock erging es wegen seiner Erfindung der Rotationsschnellpresse nicht besser, ebenso de Monthay wegen seines Lichtdrucks. Du bist Drucker, kennst diese Namen. Willst du behaupten, daß alle diese Leute das Druckgewerbe ruinierten, daß sie Teufelswerke schufen? Haben sich nicht im Gegenteil ihre Erfindungen zum Segen dieses Gewerbes und vieler anderer ausgewirkt? — — Antworte!“

„Ich kenne viele, die durch neue Maschinen brotlos geworden sind“, erwiderte der Bursche feindselig.

„Freilich, das gibt es auch — leider! Es kommt eben darauf an, zu welchem Zweck man eine Erfindung verwendet. Sie kann zum Feind des Menschen werden, wenn man damit selbstsüchtige Ziele verfolgt. Aber das liegt nicht an den Erfindungen, das liegt an den Menschen selbst. Die Leute, die dich schickten, bangen nur um ihren Gewinn. Sie fürchten den Fortschritt, weil er sie zunächst etwas kostet. An dich und deine Arbeitsgenos-

sen denken sie nicht im geringsten, sie nutzen euch nur zu ihren egoistischen Zwecken aus. Aber der Fortschritt läßt sich nicht aufhalten, weder durch Gewalt noch durch Heimtücke, auch wenn es gewissen Leuten nicht paßt. Die Geschichte lehrt, daß er sich trotz aller Anfeindungen früher oder später durchsetzt, ein paar Beispiele aus unserem Gewerbe habe ich vorhin genannt. Daran müssen sich auch deine Hintermänner gewöhnen. Meinst du nicht auch?"

Der Bursche starrte schweigend vor sich hin.

„Meine Maschine, an deren Konstruktion ich seit langem arbeite, wird einmal Zeitungen viel schneller und billiger herstellen, als es bisher möglich war“, fuhr Mergenthaler fort. „Ist das nicht ein schönes Ziel? Ist das nicht ein echter Fortschritt? Handsetzer können Maschinensetzer werden. Da auch bei weitem nicht alle Druckereien Zeitungen herstellen, werden die Handsetzer dort in gewohnter Weise weiterarbeiten, wie bei Mister Smith. Außerdem: Zum Bau der Maschinen werden dann viele Leute vom Fach gebraucht, sehr viele. Glaubst du wirklich noch, daß meine Erfindung jemand brotlos machen wird?“

„Ich — ich weiß es nicht.“

„Dann überlege es dir gründlich! Bist du vernünftig, kannst du gehen.“

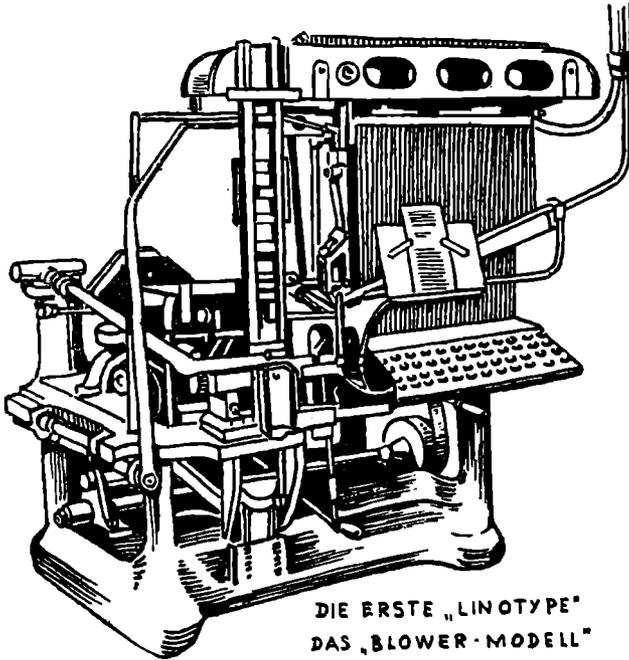
Da riß der junge Mensch den Kopf hoch. „Sie — Sie wollen mich gehen lassen?“ stotterte er.

„Warum nicht? Ich bin überzeugt, daß du ein Opfer übler Mächenschaften geworden bist und nun über alles gründlich nachdenken wirst. Nur eine Bedingung stelle ich: Sage mir, wie du heißt und wer deine Auftraggeber sind.“

„Und Sie zeigen mich auch nicht an?“

„Nein. Ich werde nicht einmal mit deinem Chef darüber reden — mit niemandem. Aber die Wahrheit! Du weißt, es wäre mir leicht, mich nach deinem Namen zu erkundigen.“

Da sagte der Bursche leise: „Ich heiße Arthur Lachenmeyer, und ...“



„Sohn des hiesigen Architekten und Bildhauers etwa?“ unterbrach ihn Mergenthaler überrascht.

„Nein, sein Neffe. Ich wohne bei ihm, weil ich keine Eltern mehr habe. Und von meinen Auftraggebern kenne ich nur einen, Sie haben ihn schon genannt: Mister Watson, er wohnt in Washington. Er sprach mich heimlich an. Ihm sei Mister Smith gut bekannt, und er halte mich für vertrauenswürdig zur Erledigung einer wichtigen Aufgabe. Es sei notwendig zu verhindern, daß Sie eine Maschine bauen, die das Druckereigewerbe ruiniert und die Arbeiter brotlos macht. Alles mögliche erzählte er mir noch — und ich glaubte es auch. Er brauche von mir, forderte er, nichts weiter als einen Lageplan Ihrer Werkstatt, damit er mit einigen Helfern eines Nachts auf sichere Weise Ihre Maschine herausholen könne. Ich habe den

Plan fast fertig und hätte ihn Watson in den nächsten Tagen übergeben.“

„Du hast uns also schon oft beobachtet?“

„Ja, dreimal, am Abend oder in der Nacht.“

„Dann weißt du doch, daß die Werkstatt ständig bewacht wird.“

„Das habe ich Watson auch gesagt. Er meinte, da finde sich schon ein Weg.“

„Soso. Also Einbruch, Diebstahl und Gewalt gegen Wächter — das wäre das geringste Ergebnis gewesen. Es ist gut, Arthur, du kannst gehen. Und überlege dir noch einmal alles gründlich!“

Wie erlöst erhob sich Lachenmeyer. „Und Sie zeigen mich wirklich nicht an?“ fragte er nochmals mit heiserer Stimme.

„Nein. Aber ich hoffe, daß du dein Handeln bereust und dich nicht wieder zu solchen verbrecherischen Dingen mißbrauchen läßt.“

„Und wenn Watson mich wieder bestellt?“

„Dann sage ihm deine Meinung, sage ihm auch, ich wisse mich schon vor einem solchen Gangsterstück zu schützen, jetzt erst recht.“

Lackenmeyer ging langsam, den Kopf gesenkt, auf das Tor zu. Unterwegs hielt er inne, wandte sich noch einmal um. „Danke“, stieß er hervor. „Es — es tut mir leid.“

Wenige Tage später, es war an einem Sonntag kurz vor der Mittagszeit, meldete Mergenthalers Hauswirtin Besuch. Es sei eine jüngere Dame, einfach, aber gut gekleidet, und sie habe wunderhübsche große samtschwarze Augen.

Als sie eintrat, erhob er sich, verbeugte sich leicht. „Womit kann ich Ihnen dienen, Miß...?“

„Lachenmeyer, Emma Lachenmeyer“, stellte sie sich vor, „die Kusine von Arthur, der Sie dieser Tage — besuchte.“ Wehmütig lächelte sie.

„Oh, es ist mir ein Vergnügen“, entgegnete Mergenthaler er-

freut und erstaunt zugleich. „Bitte, nehmen Sie Platz. — Und was...?“

„Ich komme, um mich im Namen meiner Familie für Arthurs Untat zu entschuldigen und Ihnen für Ihre Großmut zu danken, Mister Mergenthaler. Sie haben uns vor einer — einer Schande bewahrt. Mein Vater hätte sie wahrscheinlich nicht überstanden, er ist herzleidend, es hat ihn ohnehin stark mitgenommen.“

„Aber woher wissen Sie denn, was geschah? Ich habe doch mit niemandem darüber geredet, und der einzige Zeuge, mein Freund und Mitarbeiter Thomas, ganz gewiß auch nicht. Wir hatten das abgesprochen.“

„Arthur hat es uns gebeichtet. Er war plötzlich so verstört, seelisch mitgenommen, daß er fieberte, nicht zur Arbeit gehen konnte; er ist als Drucker bei Mister Adam Smith beschäftigt, will später einmal in Philadelphia, seiner Heimatstadt, eine Druckerei übernehmen. Ich steckte ihn ins Bett. Wir wollten natürlich die Ursachen ergründen, drangen in ihn. Es dauerte zwei Tage, ehe er die Kraft fand, sich durch ein Geständnis zu erleichtern. Mein Vater war außer sich, wollte ihn aus dem Haus weisen. Ich hatte Mühe, Schlimmes zu verhüten, erreichte es erst, als ich darauf hinwies, daß selbst Sie als der Betroffene Großmut gezeigt hätten.“

„Nun ja, Großmut! Ich möchte es eher als Vernunft bezeichnen. Sehen Sie, der Junge tat es nicht aus Eigennutz, er wurde verführt, glaubte den Einflüsterungen seiner Auftraggeber, daß meine Maschine das Druckereigewerbe ruinieren, die Arbeiter brotlos machen werde. Leider stützen auch gewisse Erscheinungen in unserer Wirtschaft diese Meinung. Allzu viele Unternehmer nutzen die Maschine nur zu ihrem eigenen Vorteil, indem sie frei werdende Arbeitskräfte einfach auf die Straße setzen oder die Löhne rücksichtslos drücken. Und keine staatliche Stelle greift ein, keine kümmert sich um die Opfer dieser Willkür. Ist es da ein Wunder, wenn viele Arbeiter in der Maschine einen Fluch erblicken? Arthurs Auftraggeber mach-

ten sich das geschickt zunutze, und Ihr Vetter glaubte der Sache der Arbeiter einen guten Dienst zu erweisen, wenn er helfen würde, die Maschine zu beseitigen. Die Schuld liegt also nicht bei ihm. Was hätte es genutzt, ihn dem Gericht auszuliefern? Die wahren Schuldigen wären ja doch nicht zur Verantwortung gezogen worden, sie bleiben, wie es ihre Art ist, im verborgenen. Der Junge hätte alles allein ausstehen müssen und wäre vielleicht wirklich zu einem Gangster geworden.“

„Trotzdem! Sie haben gut gehandelt, Mister Mergenthaler, und das werden wir Ihnen nie vergessen. — Wie es scheint, sind Ihnen Arthurs Auftraggeber auch nicht bekannt?“

„Nein. Ich weiß nur, daß sie in Kreisen des Druckergewerbes zu suchen sind. Sie begannen ihre Attacken gegen mich mit einem erstaunlichen Angebot, das mir ein gewisser Watson überbrachte; er trat auch Ihrem Vetter gegenüber als Mittelsmann auf. Es hat aber keinen Zweck, nach diesen Leuten zu forschen. In den Vereinigten Staaten gibt es unzählige Druckereien, außerdem ist ‚Watson‘ höchstwahrscheinlich ein Deckname. Daß der Mann aus Washington kommt, stimmt sicher auch nicht. Einige meiner Leute sind von Geburt an Bürger dieser Stadt, der Name ist ihnen dort nie begegnet, auch mir nicht.“

Eifrig sagte Miß Lachenmeyer: „Mein Vater hat weitreichende Beziehungen, er würde Ihnen bei Nachforschungen behilflich sein. Er hat sogar daran gedacht, Watson festnehmen zu lassen, wenn er Arthur wieder zu einem Treffen bestellen sollte.“

„Das könnte höchstens dazu führen, daß Arthurs Handlung gegen mich bekannt würde, und gerade das wollen wir doch vermeiden. Solche Mittelsmänner sind meist gerissene Advokaten, die auch eine Auskunfttätigkeit ausüben. Dazu gehört, daß sie sich überall heimlich Agenten anwerben. Wer wollte Watson das Gegenteil beweisen, wenn er behaupten würde, daß er sich nur zu diesem Zweck mit Arthur getroffen habe? Bitten Sie Ihren Vater, daß er von seinem Plan abläßt, Miß La-

chenmeyer, es bliebe wirklich alles nur an Arthur hängen. Ich kann nur hoffen, daß die Leute von weiteren Anschlägen ablassen, nachdem die bisherigen fehlgeschlagen sind. Ihrem Vater habe ich gesagt, wie er sich verhalten soll, wenn Watson wagt, noch einmal an ihn heranzutreten.“

„Ach ja“, seufzte die junge Frau, „Sie haben recht.“ Sie wollte sich erheben, zögerte aber noch. Auf ihrem Gesicht zeigte sich Verlegenheit. Schließlich sagte sie, ohne Mergenthaler anzublicken: „Mein Vater — nun ja, er möchte sich Ihnen gegenüber erkenntlich zeigen, Mister Mergenthaler. Er denkt dabei mehr ans Geschäftliche, ist der Ansicht, daß eine Erfindung viel Geld verschlingt. Wenn Sie — er meint, wenn Sie einmal in Verlegenheit kommen sollten . . . Verzeihen Sie, ich bin keine gute Vermittlerin in geschäftlichen Dingen.“

„Sagen Sie Ihrem Herrn Vater meinen Dank, Miß Lachenmeyer“, erwiderte Mergenthaler nur.

Sie reichte ihm die Hand. „Wir stehen bei Ihnen tief in Schuld, Mister Mergenthaler, geben Sie uns Gelegenheit, sie abzutragen.“

„Oh, damit können Sie heute schon beginnen. Bringen Sie Arthur wieder ordentlich auf die Beine. Sagen Sie ihm, ich hätte alles vergessen.“

„Ich danke Ihnen“, sagte sie noch einmal.

Striche im Sand

Eine Maschine, die setzte, Zeilen in Papiermaché prägte und diese auch ausgoß! Viele Monate rang Mergenthaler bis in die tiefe Nacht mit diesem Problem. Um sich das wirtschaftliche Rückgrat zu sichern, arbeitete er tagsüber wieder für die Kundschaft. Er lebte in spartanischer Genügsamkeit. Die Mittel, die er vom Geschäft für sich in Anspruch nahm, waren geringer als das Einkommen eines Arbeiters seiner Werkstatt. Von James Clephane erwartete er keine Unterstützung mehr, den

Gedanken, Lachenmeyers Angebot anzunehmen, wies er von sich, und einen Kredit aus anderer Hand aufzunehmen war nicht möglich, weil er wegen Verschuldung seiner Firma keine Sicherheit bieten konnte.

Je länger er sich mit dem Problem beschäftigte, desto klarer wurde ihm aber, daß ein schnelles und sauberes Arbeiten der Maschine nicht durch eine bloße Ergänzung des bisher Geschaffenen zu erreichen war. Die Hauptschwierigkeit lag nach wie vor in der Stereotyp-Methode. Bei der gewöhnlichen Stereotypie blieb die in der Maschine geschlagene Papiermater so lange auf der Satzform, bis sie trocken war. In seiner Maschine aber mußte sie von den gesetzten Buchstabenstempeln getrennt werden, ehe dies eintrat, weil ja die Maschine nicht stillstehen durfte.

Mergenthaler kam schließlich auf den Gedanken, Matrizen aus Metall anstatt aus Papiermaché zu verwenden. Doch da tauchte ein neues Hindernis auf: Die Maschine hätte dann, um eine größere Widerstandsfähigkeit gegen das die Matrize ausgießende heiße, flüssige Metall zu besitzen, mit Stahlbuchstaben ausgerüstet werden müssen. Das wiederum wäre zu teuer geworden. Über weit mehr als viertausend Buchstaben, auch Stempel oder Typen genannt, mußte eine arbeitstüchtige Maschine verfügen. Ein Buchstabe aus Stahl kostete aber zwei Dollar. Allein der Typensatz hätte etwa neuntausend Dollar verschlungen. Wie konnte er das aufbringen! Und wer hätte eine so teure Maschine gekauft!

Wieder einmal war der rastlos Grübelnde auf einem „toten Punkt“ angelangt, auf einem Punkt, der Schluß zu gebieten schien, Schluß mit allem Planen, allen Versuchen.

In der vergangenen Nacht hatte er wieder einmal kaum geschlafen. In seinem Hirn herrschte eine trostlose Leere. Willenlos lag er noch im Bett, als die Hauswirtin ihm das Frühstück brachte.

Nach einer Stunde verließ er das Haus, es war neun Uhr. Noch nie hatte er sich so verspätet. Doch er fühlte sich nicht von

der Pflicht getrieben. Es war, als hemme ihn eine Gewalt, die lockend sprach: Vergiß doch bei allem nicht, daß du ein Mensch bist, daß du nur schaffen kannst, wenn du nicht deine ganze Kraft verzehrst!

Am Weg stand eine Bank — unweit der Laterne, wo ihn einmal Mister Watson angesprochen hatte. Die Sonne verbreitete eine wohlige Wärme. Er setzte sich. Wie gut das tat! Langsam schwand die Leere im Kopf. Und plötzlich dämmerte in ihm etwas auf, was ihn für einen Augenblick den Atem anhalten ließ. Rasch beugte er sich vor, zeichnete mit dem Gehstock kleine senkrecht stehende Striche in den Sand, wischte alles wieder weg, zeichnete die Striche erneut, diesmal jeden waagrecht und mit einer kleinen Einbuchtung in der Mitte. „Das — das ist doch...“, stieß er hervor. „Das wäre doch...!“ „Guten Morgen, Mister Mergenthaler“, hörte er eine Stimme. „Wir haben uns aber lange nicht gesehen.“

„So stören Sie mich doch nicht!“ schrie der Überraschte erregt. Als er den Kopf herumriß, sah er Miß Lachenmeyer neben sich stehen. Er stotterte: „Ach — ach, verzeihen Sie, ich war — war so in Gedanken versunken.“

„Bitte, bleiben Sie sitzen“, sagte sie, sich neben ihm niederlassend. „Ich sehe ja, ich habe Sie wirklich gestört, entschuldigen Sie, aber ich war gerade auf dem Weg zu Ihnen in die Werkstatt.“

„Zu mir?“

„Ja, Mein Vater schickt mich. Sie wissen, er ist Architekt. Nun hat er ein Bauwerk in Auftrag, das mit irgendeiner neuartigen elektrischen Anlage ausgerüstet werden soll. Er hätte aber vorher gern erst einen weiteren Fachmann um Rat gefragt. Er läßt Sie also bitten, sich doch gelegentlich einmal bei ihm einzufinden.“

„Hm, gern. Aber im Augenblick...“

„Es braucht nicht gleich zu sein, Mister Mergenthaler“, unterbrach sie ihn eifrig. „Mein Vater ist ohnehin noch mit den ersten Entwurfsarbeiten beschäftigt. Sie sagen also zu?“



„Selbstverständlich. Wenn er mir drei bis vier Wochen Zeit ließe, wäre es mir recht.“

„Ich glaube, das genügt auch. Vielen Dank. — Ich soll Sie auch von Arthur grüßen. Er macht uns viel Freude, studiert eifrig in Büchern über das Druckereiwesen. Die Begegnung mit Ihnen war ihm eine heilsame Lehre.“

„Das ist schön!“ rief Mergenthaler ehrlich erfreut aus. „Hat sich Mister Watson inzwischen wieder bemerkbar gemacht?“

„Nein. Ich hoffe, er hat es aufgegeben. Hatten Sie inzwischen Schwierigkeiten von seiner Seite her?“

Auch Mergenthaler konnte verneinen. „Vielleicht erscheint es ihm und seinen Auftraggebern doch zu riskant.“

Nachdenklich nickte die Frau. Ein wenig unvermittelt sagte sie: „Aber mit Ihrem Aussehen kann man nicht zufrieden sein. Sind Sie krank?“

„Krank? Dazu habe ich keine Zeit. Vielleicht ein bißchen überarbeitet.“

„Ihre Erfindung, nicht wahr? Aber Sie müssen aufpassen. Ein Körper kann nicht mehr hergeben, als er in sich hat.“

„Ach, das höre ich auch oft von meiner Wirtin. Aber will man etwas erreichen, muß man eben alles einsetzen.“

„Ihre Wirtin? Sie sind noch nicht — ich meine, Sie haben niemand weiter, der sich um Sie kümmert?“

„Nein.“

Die Frau schüttelte mißbilligend den Kopf. „Das ist nicht gut, Mister Mergenthaler. Das Leben darf sich doch nicht in maßloser Arbeit erschöpfen, Freude und Geborgenheit gehören als Ausgleich dazu. Dann können auch Rückschläge und Enttäuschungen leichter überwunden werden.“

„Ach ja“, gestand Mergenthaler, „Sie haben sicher recht.“ Lächelnd fügte er hinzu: „Ich werde alles nachholen, wenn ich mit meiner Erfindung über den Berg bin.“

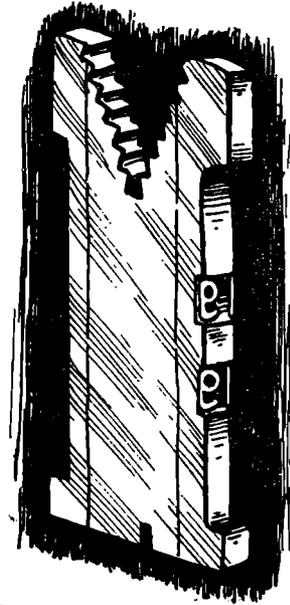
Miß Lachenmeyer erhob sich. „Dann wird es aber auch höchste Zeit“, sagte sie, scherzhaft mit dem Finger drohend. „Übrigens interessiert sich mein Vater sehr für Ihre Erfindung. Sie müssen damit rechnen, daß er sich eines Tages bei Ihnen einfindet und Sie bittet, sie ihm vorzuführen.“

„Mit dem größten Vergnügen. Vielleicht bin ich bis dahin einen entscheidenden Schritt weitergekommen.“

Kaum hatte sich Miß Lachenmeyer verabschiedet, setzte Mergenthaler eilig den Weg fort. Er spürte keine Schwäche mehr. Der Einfall, den er mit dem Gehstock im Sand vor der Bank nur in groben Zügen skizziert hatte, nahm bereits genauere Formen an.

Miß Humper empfing ihn mit einem besorgten Blick. Während sie ihm Hut und Mantel abnahm, sagte sie: „Wenn Sie bis um zehn nicht gekommen wären, hätte ich nach Ihnen geschickt, Mister Mergenthaler.“

Er winkte leichthin ab und tat etwas, was sie in Staunen versetzte: Er legte die Hand unter ihr Kinn und hob es ein we-



**MATRIZE
NEUERER BAUART**

nig an. Dabei sagte er vergnügt: „Ich glaube, ich habe beim Spielen im Sand das Pünktchen auf das i gefunden, Humperchen. Damit spiele ich jetzt weiter. Und wenn Besuch kommen sollte, sagen Sie, ich sei erst am Abend zu sprechen.“

„Jaja, gewiß“, entgegnete sie verwirrt und starrte ihm kopfschüttelnd nach.

Im Werkraum wünschte der Chef seinen Mitarbeitern fröhlich einen guten Morgen. Vor seiner Maschine blieb er stehen. Henry Thomas und Werner Bergner traten heran. Sie machten besorgte Gesichter. Doch noch ehe sie sich äußern konnten, sagte Mergenthaler lächelnd: „Mir ist nichts passiert. Aber mit meiner Maschine wird etwas passieren. Kommt mal mit!“

Im Konstruktionsbüro bat er sie, sich zu setzen.

„Warum denn so feierlich?“ brummte Bergner.

„Unter Umständen wird es wirklich feierlich“, entgegnete Mergenthaler. „Aber hört mir erst mal zu!“ Er breitete die Pläne

vor sich aus und fuhr fort: „Was würdet ihr sagen, wenn ich die Papiermatrizen ganz wegließe? Wenn ich statt dessen Einzelmatrizen aus Messing nehmen und diese ausgießen würde?“ Die Freunde schauten sich fragend an. „Einzelmatrizen aus Messing?“ wiederholte Thomas. „Ja, aber — aber wie soll denn das funktionieren?“

„Im Grunde genommen ganz einfach“, fuhr Mergenthaler fort, und er legte ihnen dar, wie er es sich vorstellte. „Die Matrizen sind also Blättchen aus starkem Messingblech, alle von gleicher Größe, nur nach der Art des Buchstabens verschieden eingekerbt, justiert. Für jeden Buchstaben gibt es eine Matrize. Die Buchstaben sind jeweils an einer Schmalseite der Matrizen genau an der gleichen Stelle eingeprägt. In dem über der Tastatur der Setzmaschine befindlichen Magazin werden die Matrizen untergebracht. Drücke ich nun auf eine Taste, fällt aus dem Magazin eine Matrize mit dem gewünschten Buchstaben in einen Sammler. Dort fügen sich die Matrizen zu Wörtern und weiter zu einer Zeile zusammen. Damit ist bereits die Gußform der Zeile hergestellt. Es wird also keine Setz- und Prägemaschine mehr sein, sondern eine Setz- und Gießmaschine.“

„Großartig — großartig!“ rief Bergner begeistert aus. „Aber wie weiter? Nach dem Ausgießen der Zeile müssen doch die Matrizen wieder aus dem Sammler verschwinden, sonst ist kein Platz für die nächsten.“

„Ganz recht. Ich werde eine Vorrichtung schaffen, welche die Matrizen nach verrichteter Arbeit stets wieder in das Magazin zurückkehren läßt, um sie zu neuem Gebrauch bereitzustellen. So kann ich Zeile um Zeile setzen und gießen, ohne daß die Maschine stillstehen muß. Durch die verschiedenartigen Einkerbungen — wie schon gesagt, für jeden Buchstaben eine bestimmte — fügen sich die Matrizen im Magazin von selbst am richtigen Platz wieder ein.“

Thomas schüttelte unentwegt den Kopf. „Kaum zu fassen, wirklich kaum zu fassen! Das wäre ja die Lösung! Und dabei im Prinzip tatsächlich einfach! Das müßte Mister Clephane wis-

sen! Der würde Augen machen! Sagtest du nicht einmal, wenn du die richtige Lösung gefunden hättest, würdest du ihn...“

„Nein!“ unterbrach ihn Mergenthaler heftig. „Laßt Clephane aus dem Spiel!“

„Aber du hättest doch durch ihn die Möglichkeit...“

„Nein — nein, habe ich gesagt!“ fuhr Mergenthaler den Freund an. „Ich werde andere Möglichkeiten finden. Und nun laßt mich allein!“ Wie im Selbstgespräch fügte er hinzu: „Ihr müßt mich verstehen, Clephane hat mich...“

Der Rest seiner Worte ging in dem von draußen hereindringenden Arbeitslärm unter. Die Freunde hatten bereits die Tür geöffnet und den Raum verlassen.

„Ei des Kolumbus in erneuter Auflage“

Unter dem Druck der Not überwand Mergenthaler aber doch alle Bedenken. Nach wenigen Monaten, in denen er seine entscheidenden Versuche anstellte und neue Pläne zeichnete, schrieb er wirklich an James Clephane. Er legte ausführlich seine neuen Gedanken dar und versicherte, daß er am Ziel sei, daß diese Konstruktion eine arbeitstüchtige Maschine darstelle, wie sie ihm immer vorgeschwebt habe. Und wenn er, Mister Clephane, noch daran interessiert sei, möge er es ihm wissen lassen.

Nach etwa zwei Wochen erst traf die Antwort ein, sie war kurz und bündig, ganz nach Clephanes Art: „Ihre Sache steht gut. Bitte, finden Sie sich am nächsten Donnerstag mit Ihren Plänen bei mir ein.“

Selten hatte sich Mergenthaler so zuversichtlich zu einer Unterredung begeben wie diesmal. Wieder und wieder hatte er seine Zeichnungen und Berechnungen überprüft und an dem abgeänderten Modell Versuche unternommen. Mehr und mehr war er dabei zu der Überzeugung gelangt, die richtige Lösung

gefunden zu haben. Nun saß er im Zug nach Washington, auf dem Schoß ein langes Pappfutteral mit den Plänen.

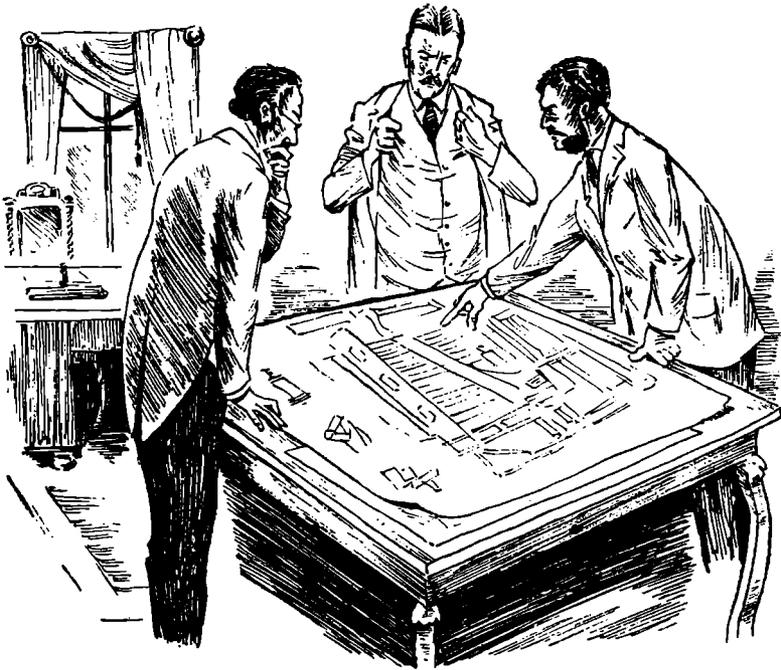
James Clephane hatte Besuch, als Mergenthaler bei ihm eintraf. Er wollte sich zurückziehen, doch Clephane sagte: „Nein, Sie kommen nicht ungelegen, das ist so vorgesehen.“ Und er stellte den Besucher vor: „Das ist Mister Hine, Rechtsanwalt und mein Freund, von dem ich Ihnen schon geschrieben habe. Er interessiert sich sehr für Ihre Maschine und wollte Sie kennenlernen.“

„Sehr erfreut — sehr erfreut“, versicherte Hine, ein kleiner, etwas dicklicher, quicklebendiger Herr. „Um es kurz zu machen“, begann er ohne weitere Umstände, „Ihre Darstellung hat mich beeindruckt, Mister Mergenthaler. Bleiben Sie bei Ihrer Versicherung, daß es sich tatsächlich um eine arbeitstüchtige Maschine handeln wird?“

„Selbstverständlich. Am Prinzip gibt es, so glaube ich, nichts mehr zu ändern. Die Möglichkeit, daß später hier und dort noch Verbesserungen vorgenommen werden, ist natürlich gegeben. Aber das ist wohl bei jeder Erfindung der Fall.“

Hine nickte zustimmend. „Darf ich Ihre Pläne sehen? Und würden Sie wohl die Erläuterungen dazu geben?“

Rasch rollte Mergenthaler die großen Bogen auf, sie zeigten die Maschine im ganzen und auch ihre wichtigsten Einzelteile. Mit Eifer erklärte er noch einmal Arbeitsweise und Bedeutung seiner Erfindung. Die Erläuterungen wurden zu einem Vortrag, dem Clephane und Hine sichtlich mit großem Interesse folgten. „Ich glaube“, so schloß der Erfinder seine Erläuterungen, „daß die Maschine nach ihrer Vollendung das Drei- bis Vierfache der Leistung eines Handsetzers erreichen, daß ein guter Setzer an dieser Maschine mehr als fünftausend Buchstaben in der Stunde bewältigen wird. Bitte, beachten Sie: Dieser Setzer braucht keine Hilfskraft, etwa zum Abnehmen der Zeilen von der Maschine und zum Ausschließen der Zeilen, das besorgt die Maschine. Es bedarf auch keines Ablegens von Buchstaben mehr. Die Matrizen, die an Stelle der Buchstaben getreten sind, keh-



ren mechanisch in die Magazine zurück.“ Es war einige Zeit still im Raum. Clephane und Hine blickten wie gebannt auf die Pläne.

„Das — das ist ja unwerfend!“ stieß schließlich Hine hervor. „Das gäbe ja eine Revolution im Druckwesen, die größte seit des seligen Meisters Gutenberg Zeiten! Und Sie meinen, daß das nicht nur auf dem Papier funktioniert? Wissen Sie, ich habe da schon die wunderlichsten Dinge erlebt.“

„Ich bin kein bloßer Theoretiker, der seine Maschine ausschließlich am Zeichenbrett baut und andere sich mit der praktischen Ausführung herumschlagen läßt“, entgegnete Mergenthaler nachdrücklich. „Was ich entwerfe, das probiere und baue ich selbst, und das ist keine Phantasterei.“

„So habe ich es auch gar nicht gemeint“, begütigte Hine. „Aber die Lösung, die Sie gefunden haben, erscheint so einfach, daß

man sich wundert, warum so etwas nicht schon längst erfunden wurde. Sie ist ja geradezu das Ei des Kolumbus in erneuter Auflage.“

„Ein etwas hinkender Vergleich, Mister Hine. Das Ei des Kolumbus war ein plötzlich angewandter Trick, diese Maschine aber ist das Ergebnis langwieriger, sehr mühevoller Versuche. Die Lösung erscheint einfach — nachdem ich sie gefunden habe. Sie technisch zu verwirklichen ist aber kompliziert genug.“ Der Rechtsanwalt lächelte vergnügt. „Reden und überzeugen können Sie auch, Mister Mergenthaler.“ Nun blinzelte er Clephane an und sagte: „Na, dann geben wir uns geschlagen, James, wie?“

Ohne Zögern erwiderte der Gerichtssekretär: „Ich glaube, wir können es verantworten.“

„Gut! Was wird eine solche Maschine kosten, Mister Mergenthaler?“

„Die Herstellungskosten belaufen sich, grob geschätzt, auf fünfhundert Dollar. Ich betone: die Herstellungskosten.“

„Hm! In der Serie darf die Maschine aber nicht mehr als vierhundertfünfzig Dollar kosten, wenn man mit ihr ins Geschäft kommen will. Dazu natürlich die Gewinnspanne und so weiter. Wäre das zu schaffen?“

„In der Serie sicherlich.“

„Gut! Nun geben Sie acht! Ich erteile Ihnen hiermit den Auftrag auf zwei Maschinen und gebe Ihnen einen Vorschuß von fünfhundert Dollar. Ist die erste Maschine fertig, benachrichtigen Sie bitte Mister Clephane. Wir werden sie dann vor einem Kreis interessierter Leute in Ihrer Werkstatt vorführen. Diese Leute werden einer Gesellschaft angehören, die den Bau der Maschine im großen finanziert — wenn alles klappt, Mister Mergenthaler, wenn alles klappt. Einverstanden?“

„Einer — einer Gesellschaft?“ stieß Mergenthaler überrascht hervor.

„Ja, glauben Sie denn, ein solches Unternehmen könnten Sie oder ich allein finanzieren?“

Ottmar Mergenthaler sagte zu. Er war so verwirrt, daß er zu allem ja gesagt hätte, was den Bau der Maschine förderte. Ohne weiteres Zögern unterschrieb er den Vertrag, den Mister Hine ihm vorlegte.

Erst auf der Fahrt nach Hause begann er die Sache genauer zu durchdenken. Seine jahrelangen Mühen waren nun endlich von Erfolg gekrönt. Doch er begab sich in die Hände einer Gesellschaft, es war vorbei mit seiner Selbständigkeit. Selbständigkeit! Er lachte auf. Immer würde er abhängig sein, so oder so, abhängig von der Macht des Geldes — als Schuldner, dessen Gläubiger ihn in der Hand hatten und nach Willkür mit ihm verfahren konnten, oder als ein einer Gesellschaft Verantwortlicher, der er über jeden Schritt Rechenschaft zu geben hatte. Doch bald rang er alle Bedenken nieder. Er konnte seine Maschine bauen, und das war das Wichtigste.

Endlich am Ziel

Wieder vergingen Monate harter, entsagungsvoller Arbeit, doch das Werk gedieh. Anfang des Jahres 1884 war die erste Zeilensetz- und Gießmaschine fertiggestellt. Vor seinen versammelten Mitarbeitern erprobte Mergenthaler sie.

Am Abend noch schrieb er an James Clephane, die Vorführung vor dem geladenen Kreis der Interessenten könne vor sich gehen.

Allerlei widrige Umstände — Hine weilte im Ausland, und es kostete Mühe, die Interessenten alle zu einem bestimmten Termin zu vereinen — zögerten die Vorführung immer wieder hinaus. Am 26. Juli war es endlich soweit.

Ein gutes Dutzend ein- und zweispännige Wagen standen vor dem Werkstattgebäude zu Baltimore. Ihre Besitzer und deren Begleiter hatten sich im Werkraum versammelt, sie saßen auf Stühlen und Bänken in einem in achtungsvoller Entfernung um die Maschine gezogenen Halbrund. Auch die Fa-

milie Lachenmeyer und Meister Steiner hatte Mergenthaler eingeladen.

Als er Steiner begrüßte, flüsterte dieser ihm zu: „Mary Hahl ist mitgekommen. Sie hält sich im Hintergrund, will nicht, daß du sie besonders beachtest.“ Und wirklich: Mary stand hinter der Gruppe der Mitarbeiter. Er nickte ihr unauffällig zu.

Nachdem Ruhe eingetreten war, hielt Mergenthaler eine kleine Ansprache. Den Anwesenden dankte er für ihr Erscheinen, er sprach über die Bedeutung seiner Erfindung für das Druckwesen, und schließlich legte er dar, wie mühevoll und langwierig der Weg war, der Weg vom lithographischen Versuch über das Prägen erst einzelner Buchstaben, dann einer ganzen Zeile in Papiermaché mit dem gesonderten Ausgießen bis hin zum Setzen, Ausschließen und Gießen einer Zeile in einer Maschine, durch einen Setzer. „Daß ich dieses Ziel erreichte, danke ich nicht zuletzt der verständnisvollen Unterstützung durch meine Mitarbeiter, durch Mister Clephane und Mister Hine. Bei allem denke ich aber auch an Charles Moore, von dessen Maschine ich zwar Abschied nehmen mußte, dessen Idee mich aber immer wieder beflügelte.“

Was nun folgte, beschrieb ein Augenzeuge so: „Er setzte eine Zeile auf dem Tastbrett, drehte dann die Antriebsscheibe mit der Hand, beobachtete jede Verrichtung der Maschine, bis sie jede Leistung ausgeführt hatte, und hörte auf. Alles war in Ordnung. Mergenthaler ersuchte nun um die Anwendung der Dampfkraft, setzte wieder eine Zeile, entfernte den Stöpsel von der Metallpumpe und berührte die Zeilentaste. Ruhig und leise glitten die Matrizen an die für sie bestimmten Plätze, wurden festgehalten und ausgerichtet, die Pumpe entleerte sich, eine fertige Zeile, wie Silber scheinend, fiel aus der Maschine, und die Matrizen kehrten an ihre normalen Plätze zurück. All dies war die Arbeit von nur fünfzehn Sekunden. Einige solcher Zeilen wurden nun von Mergenthaler auf diese Art angefertigt.“ Die noch heißen Zeilen stellte Mergenthaler auf ein Tischchen, so daß sie von jedem gesehen werden konnten. Und er sagte:



„Hunderte, Tausende solcher Zeilen können so von einem einzigen Setzer in einem einzigen Arbeitsgang angefertigt werden. Er schafft das Drei- bis Vierfache eines Handsetzers. Die Zeilen werden dann auf einem Rahmenblech umbrochen, das heißt artikelweise, spaltenweise passend neben- und untereinandergestellt, wie die Gestaltung einer Zeitungsseite es erfordert. Nur noch die Überschriften mit den Großbuchstaben werden vom Handsetzer in herkömmlicher Art hergestellt. Wenige Handgriffe noch, und die Druckform ist fertig.“

Da ging ein Raunen durch die Reihen der Anwesenden, Bravo-Rufe und Händeklatschen wurden laut, aber auch Fragen; Mergenthaler beantwortete sie sogleich: Das Metall der in der Maschine gegossenen Zeilen sei eine Legierung aus Blei, Zinn und Antimon. Die Zeilen würden nach dem Druckvorgang eingeschmolzen, so daß das Metall — zunächst in Barren gegossen — für den erneuten Gebrauch in der Maschine zur Verfügung stünde. Ja, und was gesetzte Fehler angehe, so könnten diese schnell korrigiert werden: Die Zeile mit dem Fehler werde aus der Spalte herausgenommen und neu gesetzt, das dauere nur einige Sekunden.

Als erster erhob sich James Clephane. Mit bewegten Worten beglückwünschte er Mergenthaler im Namen der Gesellschaft, die nun ihre Tätigkeit beginnen und den Namen National Typographie Co. tragen werde, und auch in seinem eigenen Namen. Er vergaß nicht, dabei seine Verdienste und die seines Freundes Hine in das rechte Licht zu rücken. „Die Welt wird bald erfahren, daß seit Gutenbergs großer Tat keine Erfindung das Druckwesen so voranbringt wie dieses Wunderwerk der Zeilensetz- und Gießmaschine.“

Alle drängten sich um Mergenthaler, um ihm die Hand zu schütteln und sich die Maschine genauer anzusehen. Werner Bergner und Henry Thomas wachten darüber, daß es beim Ansehen blieb. Meister Steiner hatte Tränen in den Augen. „Ich freue mich— ich freue mich“, konnte er nur sagen. Im Hinter-

grund stand Mary Hahl. Sie nickte Mergenthaler nur freundlich zu und verließ gleich darauf die Werkstatt.

Und noch jemand hatte die Werkstatt vorzeitig verlassen. Er war als letzter gekommen, unauffällig, hatte ebenso unauffällig an der Vorführung teilgenommen und sich rasch davongemacht. Im letzten Augenblick hatte Arthur Lachenmeyer ihn erspäht und erkannt. „Das war doch Watson!“ stieß er hervor. Er wollte ihm nachsetzen, doch sein Onkel hielt ihn zurück. „Laß ihn gehen! So erfahren seine Auftraggeber wenigstens auf dem schnellsten Weg, wie sinnlos ihre schmutzigen Hoffnungen sind. Sage Mister Mergenthaler nichts davon, heute darf nichts seine Freude trüben.“

Die Lachenmeyers gratulierten Mergenthaler als letzte. Emma nahm mit beiden Händen seine Rechte. Auf ihrem Gesicht lag mehr als Freude über seinen Erfolg.

Ein „Schwindel“ erobert die Welt

Mergenthalers Gegner gaben sich noch lange nicht geschlagen. Wie weit ihre Beziehungen reichten und wie sie diese spielen ließen, zeigen die folgenden Beispiele:

Die angesehene, weitverbreitete amerikanische Fachzeitschrift „The Inland Printer“ schwieg die Erfindung über Jahre hin tot — noch zu dem Zeitpunkt, als sie sich in Amerika in bester Weise bewährte.

Im Ausland versuchte man es mit der Verleumdung. Das in Deutschland erscheinende „Journal für Buchdruckerkunst“ brachte Ende September 1885 einen Artikel mit der Überschrift „Ein großartiger Setzmaschinenschwindel“, in dem in kaum überbietbarer Gehässigkeit über die Erfindung berichtet und das baldige Ende der gegründeten Gesellschaft prophezeit wurde: „Der unvermeidliche Krach wird alsdann nur um so lauter und nachhaltiger sein, und denjenigen schneidigen Amerikanern, die dumm genug sind, auf einen so groben

Schwindel hineinzufallen, geschieht es jedenfalls nur recht.“ Erst in seiner Ausgabe vom 18. Oktober 1894, also neun Jahre später, äußerte sich das Journal positiv über Mergenthalers Erfindung.

Kein Totschweigen, keine Verleumdung konnte Mergenthalers Erfolg Abbruch tun. Im Juli 1886 wurde die erste, von ihm selbst verbesserte Maschine in dem großen Zeitungsverlag „New York Tribune“ eingesetzt. Außer dem Satz für die Tageszeitung lieferte die Maschine noch den für das umfangreiche Buch „The Tribune Book of Open Air Sports“. Der Verleger Reid gab der Maschine den Namen „Linotype“, unter dem sie ihren Siegeszug durch die ganze Welt begann.

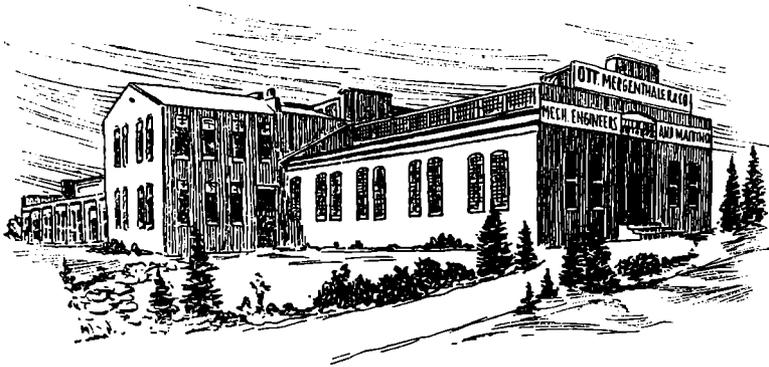
Im Oktober 1894 wurde auch in Europa die erste Maschine in Betrieb genommen, und zwar in Holland. Im November des gleichen Jahres stellte man sie in Berlin der Fachwelt vor.

Auf der Leipziger Gewerbe- und Industrie-Ausstellung 1897 nannte man die „Linotype“ die „Königin der Setzmaschinen“.

Und Mergenthaler selbst? Infolge tiefgehender Mißhelligkeiten mit den Aktionären trat er bereits 1888 aus der einst von ihm mitgegründeten Gesellschaft aus und rief ein eigenes Unternehmen zum Bau der „Linotype“ ins Leben. Unter dem Eindruck seiner Erfolge einigten sich die Gesellschafter 1890 aber wieder mit ihm. Es entstand die „Mergenthaler Linotype Co.“, die sich in der Welt bald des besten Rufes erfreute.

Verständnisvoll in schweren Zeiten, treu und immer auf sein Wohlergehen bedacht, stand Mergenthaler eine Frau zur Seite: Emma Lachenmeyer, mit der er die Ehe geschlossen hatte. Doch auch ihre Fürsorge konnte nicht verhindern, daß er frühzeitig starb, am 28. Oktober 1899, also erst fünfundvierzig Jahre alt. Er war bereits 1888 an einer schweren Rippenfellentzündung erkrankt, die den Keim für eine spätere Tuberkulose legte. Mit seiner Frau und vielen Freunden standen fünf Kinder — eine Tochter und vier Söhne — an seinem Totenbett.

In den folgenden Jahrzehnten wurde Ottmar Mergenthalers Erfindung ständig verbessert, in unserer Zeit hat sie eine nie



geahnte Vollkommenheit erreicht. Geübte Setzer leisten auf der modernen Maschine das Fünffache des Handsetzers. Die Herstellung einer Zeitung, selbst einer kleinen, ist heute ohne die „Linotype“ undenkbar. Was James Clephane bei der Vorführung der ersten Maschine sagte, ist schon vor Jahrzehnten in Erfüllung gegangen: „Die Welt wird bald erfahren, daß seit Gutenbergs Tat keine Erfindung das Druckwesen so voranbringt wie dieses Wunderwerk der Zeilensetz- und Gießmaschine.“

Liebe junge Freunde!

Der Name Ottmar Mergenthaler ist wohl nur wenigen von Euch bekannt, aber sicher haben schon viele von der bedeutendsten Erfindung dieses Mannes gehört, der Setzmaschine in den Buch- und Zeitungsdruckereien. Ohne diese Erfindung wäre es nicht möglich, so viele Zeitungen und Bücher so preiswert herzustellen, wie es in neuerer Zeit der Fall ist.

Mergenthaler, der am 11. Mai 1854 in Hachtel bei Bad Mergentheim (Süddeutschland) geboren wurde, hatte ein schweres Leben, ehe er sein großes Werk schaffen konnte. Die vielfältigen Bildungsmöglichkeiten, wie sie Euch in unserer Republik geboten werden, gab es damals nicht. Zwar bestanden höhere Schulen, sie zu besuchen war aber nur Kindern möglich, deren Eltern das recht hohe Schulgeld aufbringen konnten; sogenannte Freistellen gab es nur wenige. Auch Ottmar blieb der Besuch einer solchen Schule verwehrt, obgleich er sehr begabt war. So erlernte er ein Handwerk, er wurde Uhrmacher. Neben seiner Berufsarbeit bildete er sich aber im Technischen und in der Mathematik fleißig weiter, um sein Lebensziel, Maschinen zu bauen, zu erreichen.

In jener Zeit war Deutschland in zahlreiche Länder zerrissen, in denen Könige, Fürsten und Grafen herrschten. Ständig wollten sie ihre Macht vergrößern, darum führten sie immer wieder Krieg. Das größte dieser Länder war das Königreich Preußen, dessen Regierungsgeschäfte in den Händen des Ministerpräsidenten Otto von Bismarck lagen. Damals forderte Preußen vor allem Frankreich heraus, es stellte auch Ansprüche auf Gebiete, die zu diesem Staat gehörten, auf Elsaß und Lothringen. Frankreich wehrte sich gegen das Großmachtstreben Preußens. und so kam es schließlich 1870 zum Krieg. Preußen hatte sich mit den norddeutschen und süddeutschen Ländern verbündet, gemeinsam fielen deren Armeen in Frankreich ein, besiegten

das Land, zwangen es zur Abtretung von Elsaß und Lothringen und zur Zahlung von fünf Milliarden Franken „Kriegsschädigung“. Nun, nach dem vollendeten Raub, gründete Bismarck das „Deutsche Reich“ mit dem preußischen König als Kaiser an der Spitze.

Auch für den arbeitenden Menschen im „Deutschen Reich“ hatte der Krieg böse Folgen, zum Beispiel wurden die Steuern erhöht und viele Arbeiter aus den Fabriken entlassen. Deshalb wanderte Ottmar Mergenthaler aus, und zwar nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Das war nichts Außergewöhnliches. Unzählige junge Menschen hatten damals in der Heimat keine Möglichkeit, im Beruf voranzukommen, und glaubten in Amerika ihr Glück zu finden. Doch viele wurden dort enttäuscht, mußten froh sein, wenn sie mit einfachen Arbeiten — als Tellerwäscher, Schuhputzer oder Laufbursche — ihr Leben fristen konnten. Andere wurden zu haltlosen Abenteurern und verkamen.

Ottmar hatte zunächst Glück, weil ein Verwandter sich seiner annahm. Nach wenigen Jahren schon bekam er jedoch zu spüren, was es heißt, in einem Land zu leben, in dem die Macht des Geldes, des Profits und die erbarmungslose Konkurrenz im Wirtschaftsleben herrschen. Wohl wurde er ein erfolgreicher Maschinenbauer, aber der Weg dahin war lang und reich an Enttäuschungen, Entbehrungen und Anfeindungen. Nur weil er wirklich ein genialer Techniker und willensstarker Mensch war, der unbeirrt an seine Kraft glaubte, hat er diese Jahre durchstehen und sein Werk, die Setzmaschine, vollenden können.

Wenn Ihr dieses Buch gelesen habt, geht mal in eine Druckerei und seht Euch eine solche komplizierte Maschine an. Gegenüber Mergenthalers Modell ist sie natürlich wesentlich verbessert, die Arbeitsweise ist aber die gleiche geblieben. Die in der Praxis sich noch immer bewährende Leistung dieses Erfinders vermag Euch gewiß zu eigenen Leistungen anzuregen!

LIEBER JUNGER LESER!

Wenn Du dieses Buch gelesen hast, so schreibe uns doch bitte, was Dir an ihm besonders gefallen hat. Aber auch für kritische Meinungen sind wir – Schriftsteller, Künstler und Verlag – dankbar.

KNABES JUGENDBÜCHEREI

Gebr. Knabe Verlag Weimar – Luthergasse 1

Beachte bitte unsere Verlagsanzeigen auf den nächsten Seiten!

KNABES JUGENDÜCHEREI

Bisher erschienen :

HANS-GÜNTER KRACK

Petra und die Eisenbahnräuber
Gegenwartserzählung

Reich illustriert, 110 Seiten, Halbleinen, 3,60 M

RUDOLF WEISS

Kuriere für Bogota
Abenteuer am Rio Magdalena

Reich illustriert, 140 Seiten, Halbleinen, 3,40 M

RUDOLF WEISS

Die letzte Fahrt der Bark Alexander
Abenteuerliche Erlebnisse des Schiffsjungen Sven Wulf

Reich illustriert, 127 Seiten, Halbleinen, 3,20 M

LORI LUDWIG

Annette und ich

Chronik einer Mädchenfreundschaft

Reich illustriert, 143 Seiten, Halbleinen, 3,40 M

HANNS KRAUSE

Das Mädchen aus dem Nebenhaus
Die Geschichte einer Freundschaft

Reich illustriert, 89 Seiten, Halbleinen, 2,80 M

KURT TÜRKE

Das Ende des Wilderers
Beinahe eine Kriminalerzählung

Reich illustriert, 128 Seiten, Halbleinen, 3,40 M

WOLFGANG HELD

Zwirni träumt vom Weltrekord
Eine Sporterzählung

Reich illustriert, 112 Seiten, Halbleinen, 3,30 M

LORI LUDWIG

Immer wieder der Hartmut
Erzählung aus dem Leben unserer Kinder

Reich illustriert, 118 Seiten, Halbleinen, 3,30 M

HERBERT GREINER-MAI

Die wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried
Ein altes deutsches Volksbuch

Reich illustriert, 84 Seiten, Halbleinen, 3,- M

KNABES JUGENDBÜCHEREI

KNABES JUGENDBÜCHEREI

Bisher erschienen:

HANNS KRAUSE

Der Straßenschreck von Mannheim

Eine Erzählung um Carl Benz, den Erbauer des ersten Autos

Reich illustriert, 150 Seiten, Halbleinen, 3,80 M

CHARLOTTE THOMAS

Der Goldmacher

Erzählung um Johann Friedrich Böttger

Reich illustriert, 118 Seiten, Halbleinen, 3,40 M

ADA TSCHUMATSCHENKO

Der weiße Freund der Papua

Miklucho-Maklais abenteuerliche Erlebnisse auf Neuuguinea

Reich illustriert, 116 Seiten, Halbleinen, 3,20 M

WALTER CONRAD

Die Schwerter des Kambyzes

Eine verhängnisvolle Fahrt in die Wüste

Reich illustriert, 96 Seiten, Halbleinen, 2,80 M

KURT TÜRKE

Das Ende des Wilderers

Beinahe eine Kriminalgeschichte

Reich illustriert, 128 Seiten, Halbleinen, 3,40 M

HANS-JOACHIM MALBERG

Rebell auf der Karlsschule

Eine Erzählung um Kindheit und Jugend Friedrich Schillers

Reich illustriert, 144 Seiten, Halbleinen, 3,20 M

HANS-JÜRGEN MOMBERG

Die Wolfsjagd

Eine Tiererzählung

Reich illustriert, 104 Seiten, Halbleinen, 3,20 M

ALEXANDER WORONKOW

Der silberne Ring

Ein Abenteuer in der Taiga

Reich illustriert, 144 Seiten, Halbleinen, 3,60 M

LUDWIG BECHSTEIN

Schwan, kleb an!

Eine Märchen-Auswahl

Reich illustriert, 99 Seiten, Halbleinen, 2,80 M

KNABES JUGENDBÜCHEREI



KNABES JUGENDBÜCHEREI